DIE GENIALEN SYPHILITIKER

VON

BRUNOLD SPRINGER

VERLAG DER NEUEN GENERATION
BERLIN-NIKOLASSEE

Università di Trieste
Fac. di Med. e Chir.

FONDO
PINCHERLE

613

Biblioteca Centrale
di Medicina

BIBLIOTECA CENTRALE DI MEDICINA - TRIESTE

Die genialen Syphilitiker

Von

Brunold Springer

Verlag der Neuen Generation
Berlin-Nikolassee

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1926 by «Verlag der Neuen Generation» Berlin-Nikolassee

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, Thür.

Der Jugend der Welt!

Die Krankheiten der Gesellschaft können ebensowenig wie die Krankheiten des Körpers verhindert oder geheilt werden, ohne daß man offen von ihnen spricht.

John Stuart Mill

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Sein und Sehnsucht
Gedichte. Preis RM. 2.–

*

König Davids letzte Liebe
Sonette. Preis RM. 1.–

*

Landschaften in Versen
Preis RM. 1.50

*

Spuren des Lebens
Gedichte. Preis RM. 2.–

*

Frauen
Gedichte. Preis RM. 1.50

*

Schwarze Liebe
Roman in Sonetten. Preis RM. 1.–

*

Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben
Ein Versuch. Preis RM. 3.–

VERLAG DER NEUEN GENERATION
BERLIN-NIKOLASSEE

Das Leben der Menschheit hat — im Lichte der Ewigkeit — keinen Sinn, solange es die Syphilis gibt. Sie ist nur durch das schrecklichste Bild des Altertums auszudrücken, den Sisyphus-Vergleich: die tausendjährige Mühe, mit der die Menschheit den Block ihrer Kultur bergan wälzt, ist immer wieder vergeblich, so lange dieses Gift der Gifte nicht nur Hekatomben der Zahl nach, sondern Menschenopfer unerhört — die Besten — frißt.

Selbst der Alkohol, wahrlich ein Moloch der Vernichtung, ist harmlos im Vergleich zur Syphilis. Sie besorgt die Zerstörung der Säfte, die Verseuchung der fernsten Geschlechter, die höllische Verbrennung der Zukunft noch um vieles gründlicher. Der Alkohol ist im wesentlichen das Laster der Minderwertigen. Die Zahl der Genien, die ihm erliegen, ist klein. Und die Trunksucht ist in den meisten Fällen nur eine Folge der syphilitischen Erkrankung.

Die Syphilis wirft sich gar zu oft auf die Besten, die heißen Herzen, die jugendlichen Stürmer. In frühen Jahren werden sie ergriffen, jahrlang und qualvoll vernichtet. „Hier ist ein edles Organon

zerstört," läßt Konrad Ferdinand Meyer in seiner herrlichen Dichtung „Huttens letzte Tage" den großen Arzt Paracelsus sprechen. Das Hirn, die Quelle des Geistes und des höheren Lebens, ist verseucht.

Das nächste Jahrhundert wird der Aufzucht, der Reinigung, der Wiedergeburt, der biologischen Hygiene gehören. Die Syphilis aber macht jede Hochzucht unmöglich.

Und was ist aus der Liebe geworden? — Die Wollust der Kreaturen ist gemenget mit — Syphilis.

Zivilisation ist Syphilisation, — solange dies nicht anders wird, ist das Schicksal der Menschheit besiegelt.

Zahlenangaben ergreifen nicht, alles Rechnen läßt kalt. Nach wieviel Millionen die Zahl der Syphilitiker in der Welt rechnet, stört niemandem die Ruhe; aber wenn ihm die große Verlustliste der Genien des Menschheitgeistes vor die Augen gehalten wird, muß jeder Fühlende tödlich erschrecken, wird er ans tiefste Herz gegriffen. Wie anders wären Welt und Leben, wenn alle diese Geister in guten Säften erhalten geblieben wären.

Ein Beispiel aus unserer eigenen letzten Zeit: In einer und derselben Woche sind Woodrow Wilson und Wladimir Iljitsch Lenin ihrer Paralyse er-

legen! Reicht die menschliche Phantasie aus, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie alles gekommen wäre, wenn sie bei Kräften geblieben oder von der Krankheit früher weggerafft worden wären?

Man stelle sich vor: Napoleon des Ersten Ende ist durch die Syphilis beschleunigt! Und sein Schicksal war nicht nur Frankreichs Schicksal, sondern das Schicksal Europas.

Weiter! Ein General, der im Kriege ein ganzes Heer befehligt, ist geisteskrank infolge Syphilis. Der Wahnsinn, den er anrichtet, ist unmeßbar. Und doch, dieses Beispiel ist nicht erfunden. Hunderttausende von Österreichern hatten das Unglück, unter dem Paralytiker General Potiorek zu dienen und, was bei diesem Marschall des Irrsinns dasselbe war, zu sterben. Und es hat recht lange gedauert, bis man an höchster Stelle merkte, daß dieser mit der größten Machtfülle ausgestattete Mann wahnsinnig war. Sollte sich, da Krieg ja überhaupt Geisteskrankheit ist, das Handeln der anderen Generäle nicht allzusehr von seinem unterschieden haben?

Oder sind die Menschen etwa gegen paralytische Zugführer, Straßenbahnfahrer, Autokutscher, Köchinnen, Kellnerinnen gesichert?

Ging nicht unlängst durch die Zeitungen die

Nachricht von einem paralytischen Apotheker, der die ungeheuerlichsten Gifte als Medizin verkaufte?

Man erinnert sich noch des geisteskranken Strafrichters, dessen Urteile von Blut trieften. Er war der letzte nicht. Gibt es überhaupt ein Feld des menschlichen Lebens, und sei es das kleinste, auf dem nicht ein unerkannter Paralytiker grauenhaften Schaden stiften könnte?

Und nicht besser steht es mit den Kindern der Syphilitiker. Zahllos sind die Krankheiten und besonders die geistigen Störungen, die diese ärmsten der Erben tragen. Die vielen unbenannten und unbenennbaren Zwischenstufen der Geisteskrankheiten, die man unter groben Sammelnamen, wie Neurasthenie, Hysterie, Neurose und ähnlichen zusammenfaßt, enthalten die größte Fülle menschlichen Elends, der Menschheit ganzen Jammer. Wäre es außer der Möglichkeit, daß einer der Brandstifter des Weltkrieges oder einer der Schuldigen des Versailler Friedens der eigenen oder der erblichen Paralyse verfallen wäre? Für einen von den Hauptspielern des Weltkrieges ist der Verdacht, daß sein Vater an Syphilis gelitten habe, sehr groß. Gibt es nicht noch heute oder gab es nicht bis vor wenigen Jahren Männer, die, nach Neros Wunsch, die Welt wie ein Taubenei in ihrer Hand hielten, um es zu zerdrücken?

Die Aufgabe ist, die Einwirkung der Syphilis auf die Kultur zu untersuchen. Die ärztliche und die rechtliche Seite können hier nicht behandelt werden.

Die Kultur in diesem Sinne, das geistige, seelische, künstlerische, wissenschaftliche Leben ist das Werk der Genialen. Für die Frage, wie die Syphilis unter den Genialen haust, ist das wichtigste, den Eintritt der Erkrankung und die Wirkung auf ihr Werk festzustellen; zwei schwierige Aufgaben, deren volle Lösung erst in später Zeit möglich sein wird, wenn die Geschichte der Literatur, der Kunst, der Philosophie, der Politik biologisch unterbaut sein wird.

Es fehlt nicht an solchen, die in den Geschlechtskrankheiten so etwas wie einen Kulturfaktor, einen Schutz sehen; sie wollen die Ausrottung der Geschlechtskrankheiten deshalb nicht, weil die Ansteckunggefahr die Unsittlichkeit einschränke, weil viele, die heute aus Furcht vor der Ansteckung den Verkehr mit Dirnen und Dirnengleichen meiden, dann ein lockeres Leben führen würden. Sie wollen die Furcht vor der Ansteckung, die heute schon bei dem einzelnen oft zu einem ungesunden Zug ausartet, möglichst verallgemeinern. Sie vergessen, daß die Vertilgung der Geschlechtskrankheiten das ganze Bild mit einem Schlage

ändern würde; denn sie würde der Unfruchtbarkeit der Dirnen, die heute die Vorbedingung dieses Gewerbes ist und lediglich in den Geschlechtskrankheiten ihren Grund hat, ein Ende machen. Wer aber das Elend der schuldlosen Frauen und Kinder und die Vergiftung alles Lebens begriffen hat, weiß, daß man von guten Seiten der Syphilis nicht reden darf; sie loben, ist ebenso wie den Krieg preisen, weil er hier und da einen edlen Zug im Menschen entwickelt.

Die Wildheit des Geschlechtslebens bei den Völkern des Abendlandes ist nicht eine abgesonderte Erscheinung, sondern aus vielen Ursachen zusammengesetzt und muß bis auf den letzten Grund zurückverfolgt werden. Die unaufhörliche Reizung der Geschlechtsnerven, die schließlich nach jeder Ausschweifung greift und ohne das Dirnentum nicht leben kann, ist die Folge unserer falschen Lebensweise. Nicht nur Alkohol und Tabak zerstören Kraft und Ruhe des Geschlechts; Bernard Shaw und Mahatma Gandhi haben es besonders gut, auch durch ihr eigenes Leben, gezeigt, daß jede körperliche und geistige Hochleistung von der Art der täglichen Nahrung abhängig ist. Hierdurch vor allem ist die Selbstzucht und auch die Abwehrkraft des Körpers bedingt.

Die Syphilis folgt wie alle Seuchen eigenen Gesetzen, sie steigt und fällt.

Die erste Welle[1]) setzte mit furchtbarer Gewalt, eine alles überschwemmende Flut, in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts ein. Sie geht von dem Lumpenheer König Karls VIII. von Frankreich aus, das nach Neapel zieht und sich der zügellosesten Ausschweifung überläßt. Woher sie gekommen ist, weiß man nicht; aber von dieser Zeit an ist sie in Europa heimisch, wächst und wächst, und niemand kann sagen, ob sie je aufhören wird. Tausende dieser schmutzigen Landsknechte aus aller Herren Länder waren mit ihr behaftet, wanderten auf allen Landstraßen und breiteten sie über ganz Europa aus. Schon 1495 ist sie in Nördlingen und im Elsaß. 1548 war zu St. Marx in Wien schon ein Hospital für 190 Syphiliskranke. Sie endete damals in sehr vielen Fällen mit Tod, fast immer mit Entstellungen. Ganze Länderstriche wurden verheert. Die Menschen standen der Seuche, die schlimmer als Pest und Aussatz war, ratlos und untätig gegenüber. Die Medizin blieb über Entstehung und Heilung völlig unwissend

---

[1]) Annie Francé-Harrar, „Über die Lustseuche als Kulturfaktor" in Telos Heft 7 und R. H. Francé, „Das Buch des Lebens", S. 402. Dr. Iwan Bloch und Georg Löwenstein, „Die Prostitution", 2. Band, 1. Hälfte, S. 557.

und fassunglos. Die Ärzte faselten von Einflüssen der Gestirne. Jeder Stand, jedes Alter mußte ungeheure Opfer bringen. Die Theologen fanden als die ersten das Wort wieder und erklärten die scheußliche Krankheit als die Strafe des Himmels für die Sünden der Menschen. Der deutsche Kaiser Maximilian hat mit seinem Namen den Erlaß unterschrieben, das malum Francicum — jedes Volk schob die Schuld dem anderen zu, bis ein hochgelehrter Mann den heutigen Namen aus dem im Niobe-Mythus des Ovid vorkommenden Hirten Syphilus gebildet hat[1]) — sei so wie Pest und Erdbeben eine Strafe der Gotteslästerei.

Die Folge war eine maßlose Verängstung, die alles Leben hemmte. Dann ging es an Wallfahrten und Kirchenopfer, um Gott zu versöhnen. Aber als die Krankheit sich durch Beten nicht beschwören ließ, sondern immer weiter wuchs und wucherte, sann man auf Heilmittel. Bei der grauenhaften Schwere der Krankheit, dem unverstandenen Nebeneinander der Erscheinungen aller drei Stadien, wollte man schnelle und gründliche Heilung. Die Quecksilberanwendung wurde so sinn-

---

[1]) Dr. Iwan Bloch und Dr. Georg Löwenstein, „Die Prostitution", 2. Band, 1. Hälfte, S. 4; Dr. Gaston Vorberg, „Der Ursprung der Syphilis", S. 69. — Die Zigeuner nennen den Syphilitischen: Walsches (von welsch).

los übertrieben, daß mindestens ebensoviele Menschen an Quecksilbervergiftung gestorben sein werden wie an der Syphilis. Sechs Jahre lang tobte das Übel. Die Hälfte Europas erkrankte. Viele Tausende waren schon gestorben, ehe man erkannte, daß die Krankheit durch Ansteckung übertragen werde. Sie war damals etwas unerhört Schreckliches, war etwas ganz anderes, als die Syphilis von heute. Die Kranken waren vom Scheitel bis zu den Knien mit einer schwarzen, schmutzigen Krätze überzogen, die nur die Augen unbedeckt ließ. Sie starrten von Warzen und Pusteln an allen Gliedern, aus Ohren und Nase ergoß sich eine pestige Jauche. Sie wurden ins freie Feld getrieben, wo sie verlassen, jeder Not preisgegeben, ein Haufen stinkenden Menschenfleisches, verreckten. Man hatte es besonders auf die Badestuben abgesehen, die man für die Herde der Ansteckung hielt. Sie, die einer der schönsten und besten Züge des frühen Mittelalters sind, wurden geschlossen. Die derbe, unbefangene Lebensfreude, die Sinnenfröhlichkeit, die Natürlichkeit des Geschlechts hatte einen Stoß ins Herz empfangen. Der Aberglaube, die Todesangst, der Verfolgungwahn wuchsen ins Endlose. Das Böse war in die Welt gekommen. Die finstere Zänkerei um religiöse Streitfragen ergriff und zerriß die Ge-

müter. Der Fanatismus war geboren. Die Erde wimmelte von Dunkelmännern. Der Urquell gab nur noch Gift statt Glück[1]).

Unbekannte Ursachen machten das Dunkel noch größer. In Deutschland trat die Syphilis viel ärger auf als in Italien. Niemand weiß, was auf die Rechnung des Klimas, der Ernährung, der körperlichen Kräfte kommt. Ebenso rätselhaft war der Absturz der Krankheit; 1520 wurde sie allgemein schwächer. Niemand weiß, ob das Gift nachgelassen oder ob der Körper sich innerlich selbst seinen Schutz geschaffen hat.

Die zweite Welle folgte im 18. Jahrhundert. Sie ist wieder verbunden mit Ausschweifungen. Die Zeit des Absolutismus bahnte der Lustseuche den zweiten Siegeszug durch Europa. Der Absolutismus ist die Ausschweifung. Die Ausschweifung ist die Syphilis. Die Guillotine, sagte man mit Recht, köpfte eigentlich die Syphilis, oder leider nur einige Köpfe dieser Hydra.

Schnell hatte durch die Syphilis die Tracht sich geändert[2]). Man konnte die Haut, den freien Hals

---

[1]) Fileno dalle Tuatte sagt schon 1496 in seiner Geschichte Bolognas, daß Todesfälle dann aufträten, wenn man die Krankheit zurückdränge — wie ja die heutigen Gegner der Giftkuren auch.

[2]) Erasmus von Rotterdam erzählt, es habe der „für gemein und bäuerisch" gegolten, der verschont geblieben wäre.

nicht mehr zeigen. Mann und Frau verbargen die Schwären und die Narben unter sinnlos mächtigen Kragen, den sogenannten Mühlsteinkragen. Der Ausfall des Haars, der damals noch viel stärker war als jetzt, brachte die Perücke und das Nachmalen der ausgefallenen Augenbrauen, sowie das Schminken der zerstörten Haut. Die Perücke herrschte ein Jahrhundert und verdarb den Haarwuchs weiter. Die ekelhafte Schönheitkunst haben wir noch heute.

Nicht viel weniger entsetzlich war die zweite Flut der Seuche, wenn auch die Menschen sich schon besser auf die Bekämpfung eingerichtet hatten und widerstandsfähiger geworden waren. Aber die Lebenslust, das leichte Genußleben jener Zeit ließen in der Abwehr oberflächlich und nachlässig sein. Die Verzweiflung war nicht mehr so groß. Der Mensch gewöhnt sich leider eben an alles, sogar an die Syphilis. Man nahm die Krankheit fast wie etwas Selbstverständliches. Sie hatte ihre höllischen Schrecken verloren. Diesmal war die Nachkrankheit, die nach 10—20 Jahren kommende Zerstörung der Organe, besonders des Gehirns, das Schlimme. Die Krankheit war nach innen geschlagen oder getrieben. Bei Erwerb und Zeigung der Krankheit war man leichtfertig geworden. Die Syphilis gehörte fast zum guten Ton. Die Großen

und Mächtigen, der Hof mit seinem ganzen Hofstaat, die reichen und herrschenden Stände litten fast ohne Ausnahme an ihr.

Aber die Syphilis war keineswegs nur das privilegium odiosum der Großen. Es war nicht anders als heute. Auch damals tanzte man schon den Schnitzlerschen Reigen. Die Syphilis floß von oben nach unten und von unten wieder nach oben, vom Hof auf die Stadt, von der Stadt auf das Land und wieder den umgekehrten Weg.

Die Krankheit endete in dieser Zeit weniger oft mit Tod als mit Siechtum. Verfall und Unfruchtbarkeit breiteten sich aus, rätselhafte Krankheiten stellten sich ein, so Magen-, Darm- und Augenleiden, offene Füße, Ausschläge, Nervenleiden und noch viele andere, deren Art und Ursache dunkel erscheinen. Die schlimmste Folge war die geistige Störung, die Lebensverneinung, die Freudenverachtung, die ganze Länder erfaßte, Frömmelei und Düsternis. Wieder wurden Moden und Sitten durch sie gewandelt, Schönheitpflästerchen und Schmuckbänder der Frauen, die hohen Spitzenwesten der Männer sollten das Auge täuschen. Der Gebrauch der Handschuhe war gesetzlich vorgeschrieben wegen der Gefahr der Ansteckung und Vergiftung. Das ist der Ursprung des vornehmen Handschuhs! Eine Unmasse von Geheimmitteln,

Wunderkuren und Schwindelbüchern kam auf, deren Fluß sich bis heute erhalten hat.

Die dritte Welle erhob sich zur Zeit der napoleonischen Kriege. Die aus Spanien, Italien und Afrika heimgekehrten Truppen waren vollständig verseucht. Napoleon war nicht nur selbst von der Syphilis befallen, sondern wurde von ihr, nicht von den Russen, 1812 geschlagen, zu der sich Typhus und Hospitalwundbrand gesellten. Die Verbreitung der Syphilis im Heere Napoleons und durch seine Feldzüge überschreitet jede Vorstellung. Die Kälte in Rußland, 12—15 Grad, war nicht größer als sie in mittelstrengen Wintern in Deutschland zu sein pflegt; aber die durch die Syphilis zermürbten Krieger starben schnell, allein in Wilna in vier Tagen 15 000 Mann. Schon im Beginn des Feldzuges in Wilna gab es bei ungenügendem Sanitätwesen 5000 Kranke, seit dem 25. September 1812 schon 80 000. Durch die Plünderungen und Ausschweifungen in Moskau sinkt die Zahl der Kriegsverwendbaren von 160 000 auf 80 000, und nur 65 000 erreichen Smolensk; 40 000 kostet der Übergang über die Beresina. Von der halben Million Menschen, die Napoleon aufgeboten hatte, kehrten ein Jahr später 4000 Mann zurück, und auch sie dem Tode näher als dem Leben. Es kann in keinem Feldzug viel anders sein;

denn es gibt keine Vorbereitung, die bei Hunderttausenden von jungen Männern in ungeregeltem Leben die Syphilis unterbinden könnte.

Noch heute hat Frankreich an dieser Last zu tragen. Sein Geburtenrückgang, das heißt sein ganzes Elend, eine Mitursache des Weltkrieges und die Wurzel seiner Angst vor Deutschland, auf beiden Seiten ein Hindernis der Verständigung, schreibt sich weniger von dem großen Verlust an Männern her, als von dem noch größeren Verfall der zeugenden Kräfte durch die Syphilis.

Die vierte Welle kam aus dem Weltkriege. Wenn wir heute schon mit seinen sittlichen Folgen mehr als genug zu tun haben, so werden wir die physiologischen Folgen, alle möglichen Formen der Entartung, die Masse der Minderwertigen, die vollen Zuchthäuser und die noch volleren Irrenhäuser, alle denkbaren Schwächen und Zwischenstufen erst nach einem Menschenalter vor uns sehen. Die Kette seiner Wirkungen ist noch lange nicht abgeschlossen. Aber die Schönfärber sind schon wieder fleißig am Werke. Was sie als einen Erfolg ausgeben, ist in Wahrheit nichts anderes als die selbstverständliche Tatsache, daß unter den zwölf Millionen Männern, die gefallen sind, auch Hunderttausende Syphilitiker waren, deren Gift untergegangen ist.

Schon Goethe hatte gesehen, wie sehr die Übel der Venus durch die Kriegsläufte verbreitet werden[1]).

Wir sehen den Strom immer breiter und breiter werden, sehen seine Zuflüsse; aber den Quell, den Anfang kennen wir nicht.

Und bald hallten die ersten Klagerufe der Seher.

Shakespeare hat die ganze Größe des Unheils erkannt[2]). Am schrecklichsten und bittersten in dem Fluch des Menschenhassers, Timon von Athen, geschrieben 1607. 4. Aufzug, 3. Szene.

Timon (zu Alkibiades):

„Hier deine Dirne
trägt mehr Zerstörung in sich als dein Schwert,
trotz ihrem Engelblick.

Bleib' Hure stets! Dich liebt nicht wer dich braucht;
gib Krankheit dem, der seine Lust dir läßt.
Nütz deine üppigen Stunden aus. Die Wichte
verkrüpple für das Bad; zur Hungerkur
den rosenwangigen Jüngling.

---

[1]) Gespräch mit dem Geheimen Hofrat Stark in Jena am 22. September 1809.

[2]) Hamlet, 5. Aufzug, 1. Szene, König Heinrich V., 5. Aufzug, 1. Szene, König Heinrich IV., II. Teil, 1. Aufzug, 2. Szene.

(Zu den Kurtisanen):

Auszehrung sät
in hohl Gebein des Manns, lähmt Schenkelknochen,
des Reiters Spornkraft brecht, des Anwalts Stimme,
daß er nie falschen Anspruch mehr vertrete
und Unrecht kreische laut; umschuppt mit Aussatz
den Priester, der, auf Sinnenschwachheit lästernd,
sich selbst nicht glaubt; fort mit der Nase, fort,
glatt weg damit! Vernichtet ganz die Brücke
ihm, der sich eigene Jagd erschnüffelnd, nicht
für alle spürt. Krausköpfige Raufer macht sie kahl;
dem unbenarbten Kriegesprahler gebt
gehör'ge Qual von euch. Verpestet alles,
und eure Tätigkeit erstick' und dörre
die Quelle aller Zeugung."

Rembrandt scheute sich nicht, Syphilitiker zu malen. Sein eigenes Schicksal ist verdächtig. Drei Kinder der Saskia sterben bald nach der Geburt, sein Sohn Titus stirbt, 27 Jahre alt, „mit der traurigen Ironie des Unschuldig-Siechen"; auch das

Töchterchen der Bauernmagd Hendrickje stirbt früh. „Die Trauerspiele der kaum geborenen Kinder müssen ihre Herkunft wohl in Rembrandt haben ... Malt er nicht auch, wie er Kinder zeugt? ... Jählings kommt der Moment, wo es ihn verdrießt; jählings kommt der Moment, wo es ihn zum Wüsten hinreißt, das aber leicht auch das Höhere sein könnte."[1])

In der zweiten der vier unterdrückten seiner Römischen Elegien[2]) hat Goethe der Syphilis gedacht:

„Doch welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
ungeheure Geburt giftigen Schlammes gesandt? —
Überall schleicht er sich ein, und in den lieblichsten Gärtchen
lauert tückisch der Wurm, packt den Genießenden an —
sei mir hesperischer Drache gegrüßt, du, du zeigtest dich mutig,
du verteidigtest kühn goldener Äpfel Besitz!
Aber dieser verteidigt nichts — und wo er sich findet,

---

[1]) Wilhelm Hausenstein, „Rembrandts Kinder" in „Die Weltbühne", 1926, S. 582.

[2]) Propyläen-Ausgabe, Band 6, S. 39.

sind die Gärten, die Frucht keiner Verteidigung wert.
Heimlich krümmet er sich im Busche, besudelt die Quellen,
geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau.

Eins nur fleh' ich im stillen, an euch ihr Grazien wend' ich
dieses heißes Gebet tief aus dem Busen herauf.
Schützet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet
jegliches Übel von mir, reichet mir Amor die Hand.
Oh! So gebet mir stets, sobald ich dem Schelmen vertraue
ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß."

Dieser geheimgehaltenen, mit ihrem Stoffe wundervoll spielenden Elegie folgte ein langes Schweigen, da man von solchen Dingen nicht sprach, und diesem Schweigen folgte ein feuerspeiender Ausbruch.

Einem Gipfel gleich, wie Ödipus oder Hamlet oder Iphigenie, ragt Henrik Ibsens höchstes Werk „Die Gespenster". Als pessimistisch ist es verschrien, in Wahrheit zuckt, was mehr ist als Opti-

mismus, die melioristische Flamme, der Glaube an die Möglichkeit des Besseren, der Wille zum Gutmachen hervor. Der schwärzeste Hintergrund: Der Väter Sünden werden heimgesucht an den Kindern, die wurmstichig sind durch anderer Schuld, elend durch die Gewissenlosigkeit ihrer Schöpfer, welk und vergiftet, daß sie ihre Mütter anflehen, ihnen das Leben wieder zu nehmen. Und die heldenmütige Mutter Frau Helene Alving, die alles und sich selbst geopfert hat, um ihrem Kinde ein besseres Leben zu schaffen; auch sie sieht den ganzen schaudervollen Zusammenhang zu spät. „Alles wird verbrennen, nichts bleibt übrig von dem, was an Vater erinnert. Ich verbrenne ja auch" schreit das zerstörte Gehirn des Sohnes Osvald, der mit dem Rest des Begreifens sucht, was er nie finden kann: „Bei allem, was ich gemalt habe, hat es sich um die Lebensfreude gehandelt, Licht, Sonnenschein und Sonntagsmusik, strahlende und vergnügte Menschengesichter." An Einem Tage, in demselben Zimmer rollt das geballte Schicksal ab. Wunderbar gewebt ist das Netz von Lüge und Heuchelei, Feigheit und Selbstsucht, und wunderbar wird es aufgelöst. Der schöne, lebenslustige Vater, der von der Welt als Ehrenmann betrauert wird, die Mutter, die ihren Sohn fern und rein von der Berührung mit dem Vater erziehen läßt, um

ihm zu einem schöneren und freieren Leben zu verhelfen, die ihn in Ehrfurcht vor dem ungekannten Vater erhalten will, die das Kind dieses Mannes mit ihrem Dienstmädchen, Regine, das prächtige, hübsche, kerngesunde Mädchen, das wunderbar leichtsinnig ist, in ihr Haus nimmt, — alle Opfer sind verloren, der Kampf gegen die Macht des Blutes ist vergeblich, Kammerherr Alvings Asyl brennt noch vor der Einweihung ab; mit dem Rest des Geldes wird eine Weiberkneipe für Seefahrer errichtet von dem törichten Seelsorger Pastor Manders, der im Glauben lebt, ein guter Mensch zu sein und nicht die leiseste Ahnung hat, wie feig, eng und dumm er ist, und dem niedrigen, skrupellosen Mann aus dem Volke, dem Tischler Engstrand, der ihn betrügt und ausnützt. Das wilde Gift, das Erbteil dieses ruchlosen Vaters, siegt, das Hohngelächter der Hölle rollt drüber hin — aber am Ende des Tages bricht durch den trüben Nebel die Sonne, die Sonne, die der irre Sohn von der Mutter haben will; das schöne, das herrliche Haus der Freiheit erscheint in Fernen, die Stimme der reinen Brust kündet sich an.

Was hilft's? Die Polizei verbietet, das Publikum meidet solche Stücke, weil es das immer nur unheimlich findet, was Erlösung bringen will.

Auch das Drama „Les Avariés" (Die Schiff-

brüchigen) von Brieux verfiel, trotz seines hohen sittlichen Wertes und einer von aller Schlüpfrigkeit freien Behandlung seines Stoffes — ein Syphilitiker, der dem Arzt nicht gehorcht und heiratet —, dem Verbot „aus sittlicher Entrüstung", nur weil es offen, ehrlich und unverblümt das Ekelhafte mit nacktem Namen nennt[1]).

In „Venus Pandemos" seiner Erotischen Rhapsodie „Die Verwandlungen der Venus" schildert Richard Dehmel den Besuch eines geheimnisvollen Paares in einem Nachtcafé der Vorstadt. Es setzt sich stumm in den Lärm der bunten Dirnen und der Freier:

„Es wurde immer stiller durch den Raum,
sie blickten alle auf den stummen Mann
und auf das sonderbar geduckte Weib,
... während
ihr grauer Blick den Saal belauerte;
das Gaslicht gleißte drin wie giftiges Grün.
... Sie ging; er folgte automatisch nach.
... mir schauderte.
Ich blieb für mich — ich kannte sie auf einmal:
es war die Wollustseuche und der Tod."

---

[1]) S. Prof. August Forel, „Die sexuelle Frage", S. 581.

Der Roman der Syphilis, einer Seele stündliches, leibliches Sterben, ist noch nicht geschrieben. In einem leider zu zahmen Buch „Lore Graff" schildert der Arzt und Dichter Hans von Hoffensthal das Elend einer in der Hochzeitnacht angesteckten Frau. Clara Viebigs Roman „Passion" gibt mit warmem Gefühl und großem Geschick, aber ohne die niederschmetternde Wucht, das Schicksal eines jungen Mädchens mit erblicher Syphilis. Über des Norwegers Hans Jaeger „Kranke Liebe" wird später besonders zu sprechen sein. Nur ein Dichter von der Kraft und unbestechlichen Redlichkeit Knut Hamsuns oder Upton Sinclairs — ich weiß leider keinen Deutschen von diesem Ausmaß — könnte die Hölle beschreiben — könnte das Werk geben, dem Wahrheit der höchste Gott sein muß.

Nichts anderes kann helfen als Wahrheit — man muß dem Gorgohaupt in die Augen sehen.

Die Syphilis beginnt mit der Bildung eines harten Knotens (Schanker) an der Stelle der Ansteckung, meist an den Geschlechtsteilen, bei Übertragung durch Kuß oder unreines Trinkgerät am Munde. Dieses erste Stadium bringt nur selten Beschwerden oder Schmerzen. Die Drüsen in der Nähe der Ansteckung schwellen an.

Im zweiten Stadium verbreitet sich ein Ausschlag über die Haut des ganzen Körpers und auf die Schleimhäute. Das Gift hat sich jetzt im ganzen Körper rasch und unaufhaltsam ausgebreitet.

In diesen beiden Stadien ist der Kranke besonders ansteckungfähig; er fühlt sich oft gar nicht krank, wenngleich mitunter selbst hohes Fieber und Unbehagen im Anfang des zweiten Stadiums vorkommt.

Die Ansteckungfähigkeit dauert in der Regel ungefähr fünf Jahre.

Im dritten Stadium bilden sich Hautgeschwüre und Knocheneiterungen. Es gibt kein Organ, das nicht von Zerstörungen des dritten Stadiums ergriffen werden könnte. Besonders häufig sind die Schädigungen der Schlagadern, nicht selten ist die Bildung von syphilitischen Herden im Gehirn. Die Erkrankung der Schlagadern führt zu plötzlichen Blutungen im Gehirn, Schlaganfällen mit folgender Lähmung. Erleidet ein Mensch unter 60 Jahren einen Schlaganfall, so ist er fast immer Syphilitiker oder Trinker. Der Erreger ist der von Dr. Schaudinn 1905 entdeckte Bazillus „Spirochaeta pallida".

Die herrschende Medizin verwendet als Heilmittel von alters her Quecksilber und seit 1914 Salvarsan, das 30 % Arsen enthält, also ein starkes

Gift ist; eine Maximaldosis ist nicht vorgeschrieben.

Die schlimmsten Folgen, die erst 8—15 Jahre nach der Ansteckung auftreten, sind Rückenmarksdarre (Tabes), Ungeschicklichkeit im Gebrauch der Glieder und allmählich fortschreitende Lähmung, von blitzenden Schmerzen und Magenkrämpfen begleitet, und Paralyse, Gehirnerweichung, die in einer Zerstörung der grauen Rinde des Großhirns besteht.

Die Paralyse ist häufiger als die Tabes. Ihre Anzeichen sind: Leichte Vergeßlichkeit, Verstöße im täglichen Verkehr, Veränderungen der Sprache und Schrift, Störungen der Pupillentätigkeit des Auges, Abweichungen der Reflexe, Ohnmacht- und Krampfanfälle, Verlust der Urteilskraft, Größenwahn, Tobsucht, zuletzt Verblödung, die nach wenigen Jahren zum Tode führt. Man kennt sie erst seit hundert Jahren; ihre Erforschung begann in den achtziger Jahren. Den Zusammenhang mit Syphilis hat Dr. Noguchi entdeckt, der im Gehirn der Paralytiker die Spirochaeta pallida gefunden hat. Die Syphilisheilmittel helfen nicht. Quecksilber und Jod erwiesen sich als nicht ungefährlich. Die auf das Salvarsan gesetzte Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Die Paralyse tritt auch bei Personen auf, die bald nach der Ansteckung gründ-

lich behandelt worden waren und nach jahrelanger, scheinbar völliger Ausheilung ihr Leiden als erledigt ansahen, bis dann eines Tages nach zehn oder mehr Jahren sie doch hereinbrach.

Die Paralyse ist eigentlich eine Krankheit der kalten Zonen. In den heißen Ländern bei den primitiven Völkern, die eine sehr viel höhere Syphilisziffer haben, kommt sie fast nie vor. Es wird wohl angenommen werden müssen, daß Licht und Hitze den Körper zu starkem Schweiß anregen, der das Gift aussondert. Das Blut der südlichen Völker scheint eine stärkere Abwehrkraft zu haben.

Wahrscheinlich ist die Syphilis, ihrem Wesen nach ein Eiweißzerfall, eine Krankheit heißer Länderstriche, die sich besonders bei der dortigen Ernährung leicht abspielt, während die Menschen des Nordens sie sehr viel schwerer ertragen.

Viele schuldigen als Ursache von Paralyse und Tabes Quecksilber und Salvarsan an, wovon jene Länder frei sind, wir aber einen übertriebenen Gebrauch machen.

Die Syphilis ist eigentlich eine schwer übertragbare Krankheit. Die Ansteckung geschieht fast immer im Geschlechtsverkehr, und zwar dann, wenn die Oberhaut oder wenigstens ihre Horn-

schicht verletzt ist. Die Dirnen schon im zweiten Jahre sind ohne Ausnahme krank. Ebenso kann die Krankheit die Frauen — wie auch die Männer — mit wahllosem Geschlechtsverkehr nicht verschonen; auf die Dauer widersteht keine dieser Quasi-Dirnen der Ansteckung. Die Untersuchung solcher Frauen ist wertlos, allein schon deswegen, weil zwischen zwei Untersuchungen viele Akte liegen und die Kunden dieser Frauen fast alle ebenfalls krank sind. Die jungen, vielbegehrten Dirnen sind die schlimmsten Überträgerinnen, nicht zu vergessen, daß viele ihre Krankheit nicht merken. Der Alkohol steigert die Unvorsichtigkeit, er ist der schlimmste Kuppler. Wer einmal an einem Freunde das ganze Trauerspiel hat abrollen sehen und für immer gewarnt ist, weiß, was stellvertretender Tod ist.

Hunderttausende von Ehefrauen werden durch den eigenen Mann angesteckt; wenn auch selten ein Mann mit einer ungeheilten Syphilis in die Ehe tritt, so heiraten doch entsetzlich viele mit einer angeblich geheilten, und viele erwerben eine neue bei einer anderen Frau. Manchen Eltern paßt der Bewerber nicht, weil er nicht reich oder vornehm genug ist, nach der Freiheit von Geschlechtskrankheiten wird nicht gefragt. Die Zahl der Jungverheirateten, die mit frischen Geschlechtskrank-

heiten behaftet sind, übersteigt alle Vorstellungen.

Seine Gesundheit kann ein Geschlechtskranker mit dem höchsten Gelde nicht zurückkaufen. Ganz ausgeheilt zu werden, ist ein seltenes Glück. Sicher aber ist er auch dann noch nicht. Fehlschläge und Rückfälle sind weit häufiger als Heilungen.

Das Schrecklichste ist die Vererbung der Krankheit. Jahr für Jahr werden Tausende von schuldlosen Kindern im Zeichen der Verwesung geboren. Die Fehlgeburten der syphilitischen Frauen zählen nach Millionen. Viele Kinder sterben bald nach der Geburt an Lebensschwäche oder werden später Opfer der Tuberkulose.

Die am Leben bleiben, sind verkümmert, schwerhörig, taubstumm, gelähmt, geistig minderwertig, entstellt durch eingefallenen Oberkiefer, Sattelnasen oder Meißelzähne, geschädigt durch Augentrübungen und empfänglich für Skrofulose und Tuberkulose, unfruchtbar, zwergwüchsig, epileptisch; der angeborene Schwachsinn macht sie zu Verbrechern und Dirnen. Alle Formen der Entartung treten auf.

Es kann zur Geburt einer dritten syphilitischen Generation kommen. Es gibt Kinder, deren beide Eltern Erbsyphilis haben.

Diese angeborene (erbliche) Syphilis ist es, die

fortzeugend Böses gebären muß[1]). Die richtige Erkennung der Krankheit ist schwer, da es eine große Zahl von Fällen gibt, wo nur ein einziges Zeichen, und das auch nur in leichter Andeutung, vorhanden ist.

Man rechnet heute für Deutschland auf 1½ Millionen Neugeborene 58 500 mit angeborener Syphilis, das heißt jedes 25. Die Zahl ist wahrscheinlich viel zu niedrig. In Frankreich nimmt man 20—30 % an; man schätzt die Zahl der in Frankreich lebenden Menschen mit angeborener Syphilis auf mehrere Millionen und glaubt, daß jährlich etwa 150 000 erbsyphilitische Kinder geboren werden. In Italien nimmt man 25,6 % an. Amerika und England haben ebenfalls eine starke Zunahme. Eine sehr große Zahl der Mütter ist heute syphilitisch.

30—42 % aller Fehlgeburten, 50—80 % aller Frühgeburten sind syphilitisch. Deutschland hat mindestens 25 000 syphilitische Totgeburten im Jahr. 34 % aller Blinden, 17,25 % aller Tauben sind syphilitisch.

Schon ist der Vorschlag gemacht, alle Schwange-

---

[1]) Prof. Dr. A. Buschke und Dr. M. Gumpert, „Geschlechtskrankheiten bei Kindern". Dieselben, „Syphilis und Unterbrechung der Schwangerschaft", in „Medizinische Klinik", 1926, Nr. 5.

ren auf die Wassermannsche Reaktion zu untersuchen und zwangsweise zu behandeln.

Was wird aus diesen Kindern? Die Sterblichkeit ist im ersten Lebensjahr 25—60 %, die Zahl der Lebensschwachen beträgt gegen 20 %, die derer mit Nervensyphilis 13—15 %.

Dazu noch der Kindermord durch Ansteckung.

Kinder erwerben zu Tausenden die Krankheit bei der unbeschreiblichen sittlichen Verwahrlosung in engen Räumen unter der Nachwirkung des Krieges und seiner Folgen durch Verkehr mit Schuljungen, Schlafburschen, Stiefvater[1]). Die Politik der Vertuschung hat hier eine schwere Sündenlast. Wir sind bereits so weit, daß wir Kinderdirnen, syphilitische Schulmädchen haben. Auch in der Kleinstadt und auf dem Lande fehlen sie nicht.

25 % aller Schulkinder in Berlin werden von den Schulärzten als erholungbedürftig bezeichnet. Die Berichte der Schulschwestern sind erschütternd. Mit zahlreichen, oft kaum erst aus der Schule entlassenen Mädchen muß sich jede Jugendamtssitzung wegen sittlicher Verwahrlosung befassen.

---

[1]) H. Hammerschlag, „Geschlechtskrankheiten bei Kindern" in „Die Neue Generation", 1926, S. 94. Fritz Zielesch, „Schulkinder auf Abwegen" in „Berliner Tageblatt" vom 31. Oktober 1925, Nr. 516.

Die Mietkaserne ist die Brutstätte für Geschlechtskrankheiten.

Auch die Fachärzte und die Kreise der öffentlichen Wohlfahrtpflege kennen den Umfang und die schrecklichen Einzelheiten dieses syphilitischen Kinderelends nicht.

Die Sittlichkeitverbrechen haben sich 1924 um 60% gegen das Vorjahr vermehrt. In 66—77% der Fälle ist der Alkohol der Urheber.

Es ist unmöglich, die Zahl der Syphilitiker zu berechnen. Sie ist immer viel größer als sie geschätzt wird; denn sie wächst jeden Augenblick. Da allein die Dirnen in jeder Stunde Tausende von Männern anstecken und angesteckt werden, da täglich Hunderte von syphilitischen Kindern geboren werden, was soll bei so unheimlich-mächtigem Zuwachs das Nachrechnen nützen? Auf den finstersten Wegen, die kein Licht erhellen kann, schleicht die Pest stets und stündlich weiter vor. Jede Zählung scheitert schon an den Kunststücken, mit denen die armen Syphilitiker sich ihr zu entziehen suchen und entziehen müssen; denn die Kundwerdung der Lustseuche ist in fast allen Fällen der bürgerliche Tod. Von den vielen Selbstmorden aus „unbekannter Ursache" haben die meisten in der Verzweiflung über das syphilitische Elend ihren Grund.

Jeder Sehende weiß ohne Zählen und Zahlen, wie viele seiner Freunde und Schulgenossen weggerafft, wie viele Menschen, die er auf den Straßen, in den Läden, in den Bahnen, an allen Orten sieht, von der Syphilis gezeichnet sind.

Nur ein paar Proben: Blaschko nahm vor einigen Jahren an, daß in Berlin von den über 30 Jahre alten Männern jeder vierte und fünfte syphilitisch ist. Die Syphilis ergreift in Berlin 10—12 % der Bevölkerung. In Hannover haben 60 % der ledigen Männer Syphilis. In Hamburg jeder vierte Mann und jede sechste Frau. Man schätzt in Deutschland die Erkrankten auf 6 Millionen.

In den gebildeten Klassen sind die Geschlechtskrankheiten viel stärker verbreitet als in den Arbeiterschichten. Die höchsten Zahlen finden sich in den östlichen Provinzen[1]).

Die neuesten Zahlen gab in der Sitzung des Preußischen Landtages vom 24. März 1926 der Kommunist Bartels: in Berlin über 80 % aller Männer geschlechtskrank, 43 % aller Männer bis zu 50 Jahren syphiliskrank oder verdächtig, von je 100 Totgeburten 45 von Syphilis. Allein in Preu-

---

[1]) Weitere Zahlen bei Prof. Delbanco, „Vor der Entscheidung", S. 36—39. Prof. Dr. Blaschko, „Hygiene der Geschlechtskrankheiten", S. 301 und über die Verbreitung in den einzelnen Erdteilen, S. 327, Dreuw, „Sexualrevolution", S. 223.

ßen standen nach einer Stichprobe an einem Tage 140 000 Menschen wegen Geschlechtskrankheiten in ärztlicher Behandlung.

Eine gute Möglichkeit der Zählung und Behandlung bieten die Gefängnisse[1]). Fischer berechnet im Untersuchunggefängnis in Breslau in den Jahren 1920—1922 17% Syphilitiker. In Ratibor fanden sich 20%. In Königsberg wurden bei 1000 Neuaufgenommenen 205 Syphilitiker festgestellt, das heißt 20,5%.

Fischer kommt auf einen Durchschnitt von 20%. Er errechnet für Preußen 80 000, für Bayern 16 500 und für das ganze Reich 145 000 auf das Jahr. Behandelt werden in den Gefängnissen rund 25 000. Rund 120 000 syphilitische Gefangene im Jahr werden danach in Deutschland nicht behandelt.

Nach dem Bericht des französischen Kriegsministeriums ist jede vierte Person, jeder zweite Erwachsene an Syphilis krank. Jeder zehnte Krankheitfall in Frankreich beruht auf Syphilis.

---

[1]) Prof. Dr. Galewsky, „Die Geschlechtskrankheiten in den Justizgefängnissen Sachsens" in „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", 1926, S. 23. Ebenda die Richtlinien für die Behandlung. Prof. Dr. Herwart Fischer, „Über die Notwendigkeit durchgreifender ärztlicher Versorgung der Geschlechtskranken in unseren Strafanstalten", ebenda S. 33.

Der fünfte Teil aller Erwerbslosen ist von der Syphilis angesteckt. In den letzten 10 Jahren hat sie in Frankreich 1½ Millionen Menschen getötet.

Die Syphilis ist heute wesentlich eine Krankheit der unerfahrenen Jugend. Beim Mann ist die Ansteckung am häufigsten zwischen 18 und 26 Jahren, bei der Frau zwischen 18 und 21 Jahren; 8% der Männer und 20% der Frauen steckten sich vor dem 20. Lebensjahre an.

Die größere Sterblichkeit der Großstädter ist in erster Linie der Syphilis zuzuschreiben. Von den Mitgliedern der deutschen Krankenkassen erliegen 33% der Syphilitiker ihrer Syphilis. Die Paralyse macht mindestens 4% aller Sterbefälle zwischen dem 30. und 70. Lebensjahre aus. Schon vor dem Kriege erkrankten in Deutschland jährlich mindestens 3000 Menschen an Paralyse.

Bei einer dänischen Versicherung sind von 100 Sterbefällen 16 auf Syphilis zurückzuführen.

Nun nach dem Kriege ist auch das Land verseucht, die Quellkammer der Menschenkraft. Nach Schluß des Krieges ergossen sich Hunderttausende geschlechtskranker Soldaten über die Heimat. Aber auch schon vorher war es unmöglich, sie in den überfüllten Lazaretten bis zur Heilung festzuhalten.

Die Sorge ist berechtigt, daß auch bei uns ein Drittel oder gar die Hälfte der Männer von der Syphilis ergriffen sein mag.

Überall Syphilis. Die äußersten Grenzen des Erdkreises sind von der Syphilis ergriffen. Die Eskimos im höchsten Norden, ja die fast unbekannten Stämme an der Dease-Straße und der Königin-Maud-See, kennen sie[1]). Ebensowenig wie die Ultima Thule schützt der dichteste Urwald. Die Europäer haben sie den Indianern gebracht[2]).

In der mongolischen Volksrepublik haben 99% des mongolischen Volkes die Syphilis[3]).

In Indien ist das Bild nicht besser, wie im englischen Unterhaus T. Johnston in einer Rede über das schauerliche Wachstum der Geschlechtskrankheiten in Bombay festgestellt hat.

Die anderen Erdteile scheinen die Syphilis von Europa bezogen zu haben. Sie gelangte auf dem Seewege durch europäische Seefahrer vom Jahre 1497 bis zum Jahre 1505 über Afrika nach Vorder- und Hinterindien und von hier aus an die chine-

---

[1]) Hans Fehlinger, „Geschlechtsleben und Fortpflanzung der Eskimo", S. 32.

[2]) Theodor Koch-Grünberg, „Zehn Jahre bei den Indianern Nordwest-Brasiliens".

[3]) Sven Hedin „Von Peking bis Moskau".

sische Küste. Vom Jahre 1512 bis zum Jahre 1549 wurde sie durch die Faktoreien der mit Japan Handel treibenden Völker und durch Seeräuber von den Inseln her nach Japan gebracht[1]).

Seefahrten und Reisen sind noch heute die Hauptströme der Ansteckung.

Da Reinlichkeit der beste Schutz für den Kranken und seine Umgebung ist, kann man sich vorstellen, welche grauenhaften Wirkungen unsere Wohnungnot hat.

Mehr als 200000 Menschen in Berlin schlafen zu je vier in einem Bett zusammen. Über 250 geschlechtskranke Kinder, die Opfer dieser stinkenden Zustände sind, wurden 1924 im städtischen Virchow-Krankenhause behandelt, eine Zunahme von 88% gegen 1923.

Dem deutschen Volke fehlen heute 1 200 000 Wohnungen, das heißt auf je 1000 Einwohner 10 Wohnungen.

Bereits 1920 wohnten in deutschen Industriestädten durchschnittlich 30—50 Menschen in einem Hause. Die Wohndichte je Haus betrug

---

[1]) K. Dohi, „Beiträge zur Geschichte der Syphilis, insbesondere über ihren Ursprung und ihre Pathologie in Ostasien".

durchschnittlich in London 7,89 und in Berlin 75,9.

Von den Kranken der Berliner Ortskrankenkasse hatten 1922 mehr als 19%, 1923 mehr als 16% kein Bett für sich allein. Bei solchen Haushalten von 8 Köpfen schliefen nur 30% im eigenen Bett, bei mehr als 11 Köpfen schläft niemand allein in einem Bett. Unter den Bettgenossen befanden sich fast 8% Männer und Frauen, die an Geschlechtskrankheiten litten.

Im Jahre 1924 hatten von den Kleinkindern kein eigenes Bett zum Beispiel im Kreise Sagan 52,8%, in Öls 44,4%. In Schweidnitz wohnten von 268 Kleinkindern 37 mit 5 und mehr Personen in einer Stube. Sie teilten ihr Bett mit anderen Kindern, 56 mit Großen, 3 schliefen überhaupt nicht in einem Bett. Und so geht das immer schrecklicher fort.

Das Reichsheimstättengesetz von 1920 ist ein erster, kleiner Schritt zur Besserung. Wann wird ein wirkliches Reichsbodenreformgesetz kommen?[1])

---

[1]) S. Victor Noack, „Die Büchse der Pandora", Geschlechtskrankheiten und Wohnungsnot in „Vierteljahrsschrift Deutscher Ärztinnen", 1926, S. 39, und „Kulturschande, die Wohnungsnot als Sexualproblem". Dr. Georg Löwenstein, „Schlafstellenwesen und Geschlechtskrankheiten" in „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", 1926, S. 25.

Nun zu den Müttern der Syphilis, die nichts anderes gebären.

Das Dirnentum ist ebensowenig mit Zahlen zu erfassen, wie der Umfang der Syphilis.

In Berlin sind zurzeit rund 9000 Dirnen unter Aufsicht, man schätzt aber ihre Gesamtzahl, also mit den heimlichen, auf 100 000.

Nur einige Proben: Wien beherbergt rund 40000 Dirnen, Hamburg 20000. Budapest hat 1600 eingeschriebene und mindestens 40 000 heimliche[1]).

Die Grenze zwischen den Käuflichen und den vielen Halben und Zeitlichen wird immer schwächer. Vor dem Kriege kamen in Deutschland auf 1000 Männer 1024 Frauen. Nach dem Kriege ist das Verhältnis 1000 zu 1084. In den wichtigsten Altersklassen vom 15. bis 20. Jahre sogar 1000 zu 1116. So sind fast 2½ Millionen Frauen verurteilt, ledig zu bleiben, das heißt ehelosen Verkehr in großen Scharen zu suchen[2]).

Seit dem Eindringen der Frau in alle Zweige des Erwerbslebens hat das Dirnentum von heute nicht

---

[1]) Malvy Fuchs, „Die Prostitution in Budapest" in „Die Neue Generation", 1926, S. 32.

[2]) S. Margot Klages-Stange, „Prostitution" in „Die Weltbühne", 1926, S. 579.

nur einen ganz anderen Umfang, sondern auch eine ganz andere Zusammensetzung angenommen. Die Verbindung: Geschlechtskrankheiten — Dirnentum ist nicht mehr so einfach wie früher. Heute ist die Dirne nicht mehr die Hauptquelle der Geschlechtskrankheiten. Es geht nicht mehr, nur den weiblichen Teil, am leichtesten die recht- und schutzlose Dirne, erfassen zu wollen. Die altgedienten Dirnen stecken wahrscheinlich überhaupt nicht mehr an. Die weitaus stärkste Quelle ist die Riesenmasse der Männer und Frauen, die hemmunglos ihren Genuß suchen, jeder Verantwortung ausweichen, sich aus der Not der anderen und der Zerstörung ihres Glücks kein Gewissen machen. Nicht in den Dirnen, sondern in dem wilden Durcheinander liegt heute die Quelle der Geschlechtskrankheiten[1]). Früher war das anders. In den Volksliedern des 16. Jahrhunderts sind die Dirnen als die Trägerinnen der Syphilis gefürchtet. Die trostlosen Zustände des Dreißigjährigen Krieges und der Kriege des 17. Jahrhunderts taten alles, um die Syphilis in alle Kreise des Volkes zu verschleppen. Dann kam die Ver-

---

[1]) Prof. Dr. E. von Dühring in „Vierteljahrsschrift Deutscher Ärztinnen", 1926, S. 12. Prof. Delbanco, „Vor der Entscheidung", S. 39.

seuchung der deutschen Frauen durch die französischen Emigranten[1]).

Unter allen Himmelsstrichen zeigt dieselbe Wirtschaft dasselbe Bild; zum Beispiel: in Bombay gibt es Straßen, in denen Hunderte von Dirnen in großen Eisenkäfigen ähnlichen Häusern sitzen, oft 6—12 in einem Raum. Die Zahl der Geschlechtskrankheiten in Indien wächst entsetzlich. Gandhi berechnet eine Million Dirnen für die indischen Städte. Unaufhörlich aber werden die Tatsachen gefälscht und weggedichtet. Joshiwara, das sogenannte „Freudenviertel", ist in Wahrheit eine Hölle. Elend, Leid, Qual, Dunkelheit ist das Los der mehr als 50 000 japanischen „Freudenmädchen", die von ihren Sklavenhaltern obendrein noch betrogen und ausgebeutet werden. Im letzten Jahr hatten nach polizeilicher Angabe die öffentlichen Häuser Japans einen Besuch von 27 456 053 Gästen; 11|9 Millionen Jen wurden eingenommen.

Marseille, Genua, Liverpool, Hamburg — lauter Quellen der fließenden Syphilis. Aber die Art der Völker verleugnet sich auch hier nicht. Bei den Engländern, die überall die klügsten und tätigsten sind, steht es am besten. Der Amerikaner Flexner

---

[1]) Magister J. Ch. Laukhards Leben und Schicksale II, S. 16—18.

in seinem Buch: „Die Prostitution in Europa" stellt fest, daß Liverpool die reinste aller von ihm besuchten Städte ist.

Das Dirnentum kann von der heutigen Gesellschaft nicht überwunden werden. Es ist ein Teil von ihr. Es ist immer Unsinn, ein einzelnes Krankheitzeichen wegbehandeln zu wollen. Solange die Gesellschaft die schwersten sozialen Schäden weiter bestehen läßt, die die Jungen in großen Scharen zu Geistesschwachen und -kranken machen, darf sich niemand über Dirnen und Rechtsbrecher wundern.

Die Heilbarkeit der Syphilis ist auch heute noch sehr zweifelhaft. So sagt Professor Jadassohn, einer der Führer der Salvarsanärzte[1]): „Wir können auch jetzt leider noch nicht sagen, daß wir jeden Fall von Syphilis mit Sicherheit heilen." Und „Freilich sagt man mit Recht: Die Syphilis ist eine Krankheit, über deren Ausgang man mit Sicherheit erst nach Jahrzehnten urteilen kann."

Unstreitig haben die Geschlechtskrankheiten unter der Herrschaft der Militär- und Kassenärzte, die Salvarsan- und Quecksilberanhänger sind und durch Staat und Presse unterstützt werden, wäh-

---

[1]) „Die Salvarsanbehandlung der Syphilis", 1923, S. 18.

rend des Krieges sehr stark zugenommen; damals war allen Nichtärzten die Behandlung verboten.

Bei den Salvarsanheißspornen klingt es trotzdem ganz siegessicher. „Es gelingt mit Hilfe des Salvarsans unter gewissen, hauptsächlich von dem Verständnis des Kranken abhängigen Bedingungen, die Syphilis radikal durch eine Kur zu heilen[1])." Die Wiederansteckung, die heute keine große Seltenheit mehr sei, zeige, daß die erste Syphilis vollkommen geheilt gewesen sei.

Manchmal wird die Syphilis jahrzehnte-, selbst jahrhundertelang nicht erkannt und geht unter anderem Namen[2]). Bei wenigen Krankheiten sind diagnostische Irrtümer so häufig, wie bei der formreichen Syphilis. Sie wird besonders bei Frauen häufig übersehen. Viele Kranke können auch beim besten Willen die Behandlung nicht durchführen. Die große Wohnungnot, die Berufstätigkeit der Angestellten, die Gefahr der Entlassung, der Geldmangel, die Kurdauer von mehreren Jahren sind schwere Hindernisse. 90 % aller Syphilitiker unterbrechen die Behandlung vorzeitig.

---

[1]) Sanitätsrat Dr. Jeßner, „Die moderne Syphilisbehandlung" in „Archiv für Menschenkunde", 1. Jahrgang, S. 243.

[2]) Prof. von Notthafft, „Geschlechtskrankheiten und Ehe", S. 44.

Wer einmal erlebt hat, wie der Kranke, der nach der Ansicht des Arztes ungefährlich war, geheiratet und über Frau und Kinder das größte Elend gebracht hat, — der hat ein Trauerspiel gesehen, wie es schauerlicher kein Dichter schreiben kann. Man kann dem Kranken keinen Vorwurf machen, denn er hat das Urteil seines Arztes eingeholt; man kann dem Arzt keinen Vorwurf machen, denn er hat sich nach den Stand seiner Wissenschaft gerichtet; aber die arme, gliederweise verfaulte Frau klagt zum Himmel.

Die jahrelangen Kuren zermürben die Geduld und den Anstand des Kranken; vom Trieb gepeitscht, bricht er schließlich aus dem Gehege. Und was ist Heilung? Wen der Hautarzt als geheilt betrachtet, der kommt später häufig vor den Irrenarzt. Es ist eine traurige Tatsache, daß die Irrenhäuser viel Zuwachs erhalten. Wieviel tausendmal ist es vorgekommen, daß die Heilung nichts weiter war als Stillstand, Unterdrückung, „Latenz". Ein Verschwinden der äußeren Erscheinungen und der Übertragbarkeit ist noch lange keine Heilung. Mit der Wassermannschen Reaktion kann man noch 20, 30 und 50 Jahre nach der Ansteckung die Gegenwart von Syphiliskeimen nachweisen. Die Untersuchung auf Syphilis setzt so große spezialistische Kenntnisse voraus, daß die meisten Ärzte

gar nicht imstande sind, sie auszuführen. Ein sicheres Kennzeichen der Heilung gibt es nicht.

Ehe die Syphilis eine allgemeine Seuche wird, hat man sich zu ihrer Bekämpfung aufgemacht. Es haben sich in fast allen Ländern Gesellschaften zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gebildet. Bei allem guten Willen können sie wesentliche Leistungen nicht aufweisen. Schon ihr Ausgang ist falsch; nicht Bekämpfung, sondern Vertilgung muß das Ziel sein. Sie werden die Volksbewegung, den Kampf aller Völker, die aus Stumpfsinn und Schlafsucht aufgerüttelt werden müssen, nicht entfesseln. Sie haben die Völker nicht begreifen lehren, daß das Leben auf dem Spiele steht; daß sie sich zu einem Entschluß aufraffen müssen, wie er noch nie von ihnen gefordert worden ist, daß etwas geschehen muß, was in seinem Ausmaß unerhört ist, wenn wir nicht alle in der Giftflut ersticken sollen.

Wenn von den ungezählten Milliarden, die im Weltkrieg zur Zerfetzung von blühenden Menschenleibern verpulvert worden sind, nur einige dazu verwendet worden wären, diese Jauchegrube im Hause der Menschheit wegzuschaffen, — welch' einen Sprung nach vorn hätte das Glück der Erde machen können!

Deutschland ist aus dem Stadium der Gesetzentwürfe noch nicht herausgekommen. Es ist völlig rückständig. Es hat noch die Dirnenüberwachung.

Wir haben Beratungstellen, die sich auf allerlei gute Ratschläge beschränken müssen, aber keinen Kranken behandeln dürfen. Sie sind im ganzen Reich von den Landesversicherunganstalten eingerichtet; sie untersuchen unentgeltlich und sollen jedem Kranken, der die Kosten seiner Kur nicht selbst bestreiten kann, Behandlung und Heilung verschaffen.

Die Verordnung vom 11. Dezember 1918 ist ein kleiner Versuch zur Bekämpfung, dem sich nichts Gutes nachsagen läßt.

Seit der Begründung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ist die Verbreitung der Krankheiten um mehr als das Dreißigfache gewachsen.

Wie kann man dulden, wenn man das Salvarsan für das Heilmittel hält, daß das Kilo, dessen Rohstoff 8 Mark und das fertig 80 Mark kostet, bei der Anwendung durch die Ärzte 16000 Mark kostet?[1])

---

[1]) Dr. med. Wolfgang Bohn, „Die Syphilis", S. 73; Dr. Dreuw, „Die Sexualrevolution"; Dr. von Brehmer im Preußischen Landtag vom 24. März 1926.

Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Ausland steuert auf den Behandlungzwang los[1]).

Frankreich hat Meldepflicht und Zwangsbehandlung nicht. Zurzeit bestehen 239 Beratungsstellen. Der Staat gewährt Beiträge. Behandlung und Untersuchung sind kostenlos. Zur Behandlung von syphilitischen Schwangeren und Säuglingen bestehen 45 Sonderberatungstellen. Für die Gefangenen ist eine ärztliche Versorgung eingerichtet. Für die Kranken auf dem Lande und in kleinen Städten erhalten Ärzte, die die Genehmigung des Präfekten haben, die Heilmittel kostenlos. Die Unterbringung im Krankenhaus ist für Unbemittelte kostenlos; es werden auch in manchen Fällen die Kosten aus dem Fonds zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vergütet.

Die „Reglementierung der Prostitution" besteht noch.

---

[1]) Dr. med. Montreuil-Strauß, „Praktische Wege in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" in „Vierteljahresschrift Deutscher Ärztinnen", 1924/25, S. 165. Stadtarzt Dr. Georg Löwenstein, „Verordnungen und Maßnahmen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und der Prostitution im Auslande seit 1914" in „Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", 1925, S. 84, 1926, S. 15. Dr. Dreuw, „Sexualrevolution", S. 361—432. Dr. Hans Haustein, „Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Finnland", ebenda, 1926, S. 82. Derselbe, „Geschlechtskrankheit und Prostitution in Skandinavien".

Dänemark hat seit 1906 die Überwachung der Gewerbsunzucht und Bordelle aufgehoben. Es besteht Behandlungzwang auf öffentliche Kosten. Der Arzt soll die Kranken belehren und besonders zur Nachprüfung auffordern. Dänemark hatte als Durchgangsland während des Krieges eine sehr große Verbreitung der Geschlechtskrankheiten zu erleiden.

Schweden hat seit 1918 ein neues Gesetz. Alle Maßnahmen erfolgen unter Aufsicht der Gesundheitbehörden. Es besteht Behandlungzwang und bedingte Meldepflicht bei Unbotmäßigen. Behandlung, Heilmittel, Krankenhaus ist für alle Kranken ohne Ausnahme, auch Ausländer, kostenfrei durch staatlich angestellte Ärzte. Der Arzt muß der Ansteckungquelle nachforschen und den Kranken belehren. In Schule und Heeresdienst wird Aufklärung geboten. Die Überwachung der Dirnen, die seit 1851 bestand, ist aufgehoben.

Schweden hatte durch den Einbruch des russischen Heeres im Jahre 1809 eine sehr schwere Verseuchung erfahren. Die Erholung ist unverkennbar. Der Grund muß im reinlichen und gesundheitliebenden Charakter der Schweden liegen, die niemals Bordelle hatten.

In Deutsch-Österreich besteht seit 1918 allgemeine Behandlungpflicht während der Dauer der

Übertragbarkeit und beschränkte Anzeigepflicht, wenn Weiterverbreitung zu befürchten ist, Untersuchung Krankheitverdächtiger durch die Gesundheitbehörde, Behandlung und Überwachung nach Entscheidung durch den ärztlichen Leiter der Beratungstellen, Belehrung durch Wanderärzte, Fürsorgestellen für junge Dirnen, gewerbliche Beschäftigung und Ausbildung weiblicher Kranker, Arbeiterkolonien für unheilbare Dirnen, Heime für erbsyphilitische Kinder, Kostendeckung aus dem Staatsschatz für Mittellose.

Die Tschechoslowakei hat seit 1922 Behandlungszwang. Jeder Ansteckungfähige ist verpflichtet, sich von einem Arzt behandeln zu lassen. Mittellose werden auf Staatskosten behandelt. Es besteht Zwang zur ärztlichen Untersuchung und Nachuntersuchung bei Verdacht und zur folgenden Untersuchung nach Anordnung des Arztes. Bei Widerständigen bedingte Anzeigepflicht des Arztes. Überwachung der Dirnen und Bordelle sind aufgehoben. Es sind vom Staat Anstalten zur Besserung von Dirnen und Aufsicht für verwahrloste Jugend eingerichtet.

---

[1]) Oberregierungsrat Dr. med. Breger in „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", 1925, S. 10. — Ebenso Holland.

England ist am weitesten vorgeschritten. 1916 wurde die unentgeltliche Behandlung aller Geschlechtskranken in Behandlungzentren eingeführt. Schon 1922 gab es 194 Behandlungzentren; kranke Schwangere und Säuglinge werden in den Fürsorgestellen behandelt. Der Besuch der Behandlungzentren ist freiwillig. Die Kranken erhalten auch freie Fahrt. Sie werden nicht als Patienten zweiter Klasse oder als Lästige angesehen, sondern mit der größten Schonung und Rücksicht behandelt. Man baut Musterhäuser mit Einzelzellen, die alle in den ärztlichen Arbeitraum münden und durch Vorhänge abgeschlossen sind; kein Kranker kann den anderen sehen.

Durch das Gesetz vom 24. Mai 1917 ist in den Bezirken, die die freie Behandlung eingerichtet haben, Nichtärzten die Behandlung Geschlechtskranker verboten.

Eine Anzeigepflicht besteht nicht; die Frage werde von neuem zu prüfen sein, wenn Erfahrungen gesammelt sein würden[1]).

Und doch wird diese wahrhafte Wohltat der

---

[1]) Prof. Dr. E. von Düring, „Anzeigepflicht und Behandlungszwang oder völlige Freiheit in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten?" in „Vierteljahrsschrift Deutscher Ärztinnen", 1926, S. 11. „Musterhaft ist, was ich in England sah." — Auch Holland sieht von jedem Zwange ab.

freien und menschlichen Behandlung, die dem englischen Volke vom Staat mit großen Kosten dargeboten wird, keineswegs in vollem Umfange ausgenützt. Besonders bleibt die Zahl der hilfesuchenden Frauen hinter der vorsichtig ausgerechneten Zahl der Kranken und auch hinter der Zahl ihrer männlichen Partner weit zurück. Trotz der besten Belehrung bleiben die Kranken, auch hier wieder besonders die Frauen, häufig vor Abschluß der Behandlung weg. Auch freundliche Mahnschreiben führen nur die wenigsten wieder zurück. Da keine Möglichkeit besteht, den anderen Gatten einer kranken Ehe zur Behandlung zu zwingen und den Träger der Ansteckung zu ergreifen, geht der schwererkaufte Erfolg bald wieder zum Teufel. Und dies alles, obwohl die englischen Grundsätze: kein Behandlungzwang und volle Unentgeltlichkeit, richtig sind.

Es gibt eben keine Möglichkeit, den Ansteckungquellen nachzugehen. Die meisten Männer kennen die ihre nicht und eine solche Angabe könnte auch nie das Recht geben, einen anderen Menschen in Zwangsbehandlung zu nehmen.

Der Engländer hofft seinem ganzen Wesen nach das meiste von der besseren Erziehung in Haus und Schule, von der Hebung der sittlichen Kräfte, Abschaffung des Alkohols, Schaffung schöner Er-

holungstätten für beide Geschlechter, Beschränkung von Kino, Tanz und Theater[1]). Die Habeascorpus-acte von 1679 haben den Grund für die Freiheit des einzelnen gelegt.

In Amerika beginnt man einzusehen, daß die Massenbehandlung nicht genügt. Die Unterdrückung des Dirnentums und die Einrichtung von freien Behandlungzentren führen ja auch allzu sichtbar nicht weiter. Man fordert, den einzelnen Krankheitfall genau zu verfolgen, und zwar durch gut ausgebildete Helferinnen den Kranken und seine Angehörigen zur Untersuchung zu bringen und zur Dauerbehandlung zu bewegen, sowie die Anzeigepflicht einzuführen[2]). Es hat sich ergeben, daß man durch Mahnbriefe die Kranken nicht zur Behandlung bekommt, die Helferinnen sollen durch ihre Besuche in der Art von Schlepperinnen

---

[1]) Arthur Newsholme, „Die moralischen Seiten der Sozialhygiene" in „Journal of Social Hygiene", 1924, Nr. 9, und Sybil Rolfe, „Sozialhygiene", ebenda, 1925, Nr. 1.

[2]) A. J. Lanza (New York), „Geschlechtskrankheiten und Familie" in „Journal of Social Hygiene", Oktober 1925, und Maida Hermana Salomon (Boston), „Die Notwendigkeit der sozialen Fürsorge bei Fällen von Syphilis", ebenda, November 1925. Es soll am psychopathischen Hospital in Boston gelungen sein, 80% der Familienmitglieder zur Untersuchung zu bekommen, 23% der Familien waren an späterer Neurosyphilis erkrankt, ohne es zu wissen, 30% der Gatten und 12% der Kinder waren syphilitisch.

wirken. Dazu käme die Unterstützung der Notleidenden und Arbeitunfähigen. Man sieht, welche ungeheueren Kosten entstehen würden und ein wie kleiner Teil der Kranken nur erfaßt werden könnte.

Eine ganz neue Richtung hat Rußland eingeschlagen[1]). Professor Bronner in Moskau schildert die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten wie folgt[2]): Die Syphilis ist in Rußland größtenteils eine Milieukrankheit, die auf außergeschlechtlichem Wege erworben wird. Der Kranke, der deshalb nicht das Gefühl von etwas Schändlichem hat, sucht willig den Dispansair auf und

---

[1]) Der Volkskommissar des Gesundheitwesens, Semaschko, hat in der Bekämpfung des Fehlgeburtfiebers, das durch Verschmutzung der Gebärmutter entsteht, Großes geleistet. Die Abtreibunggesetze mit ihrem Verbot der ärztlichen Hilfeleistung bewirken die mörderischste Pfuscherei. Die syphilitischen Frauen sind am meisten gefährdet. In Rußland ist nun der Gebärzwang aufgehoben, die Abtreibung aus dem Dunkel der Heimlichkeit herausgehoben und allen Frauen die Möglichkeit kostenloser ärztlicher Behandlung in den Krankenhäusern gegeben; s. Dr. med. Martha Ruben-Wolf, „Semmelweis und Semaschko" in „Die Neue Generation", 1926, S. 87.

[2]) In „Das Neue Rußland", 3. Jahrgang, S. 40. Siehe auch „Blätter des Roten Kreuzes", 1926, S. 43. Dr. Batkis, „Die Sexualrevolution in Rußland". Bronner, „Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Sowjetrußland" in „Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", 1926, S. 12.

leistet keinen Widerstand. Die Dispansairs tragen den Spruch: „Geschlechtskrankheiten sind keine Schande. Sie sind eine Folge sozialer Mißstände.“ Die Behandlung ist vollständig unentgeltlich. Kurpfuscher gibt es nicht. Um die Verbreitung der Syphilis unter den Bauern zu erfassen, wurden 1924 Erheber von Hof zu Hof geschickt; sie fanden, daß die Syphilis des Landvolkes einen Herdcharakter trägt, und daß in einzelnen Dörfern bis 45% der Einwohnerschaft erkrankt waren. Die Milieusyphilis beträgt in vielen Gouvernements 90%. In einem Dorfe stieß man auf zwölf Brustkinder mit hartem Schanker auf der Lippe und sieben Frauen mit hartem Schanker an der Brust. Die Schuld an diesen Zuständen trägt das Zarentum, das jahrhundertelang dem Vordringen der Kultur in die Dörfer geflissentlich den Weg sperrte.

Im Kaukasus geht die Syphilisation bis zu 36%, in der Mongolisch-Buriatischen Republik bis zu 61%. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Syphilis eine der Hauptursachen des Aussterbens der kleinen Völker ist.

Von den Soldaten des jetzigen russischen Heeres litten von 4613 Mann an Syphilis 15,2%[1]).

---

[1]) Dr. S. Weißenberg, „Das Geschlechtsleben der Roten Armee“ in „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“, 1926, S. 96.

Die neue ökonomische Politik Rußlands (Staatskapitalismus mit Zugeständnissen an den Privatkapitalismus) brachte ein Wiederaufleben des Dirnengewerbes und damit ein Wachstum der Geschlechtskrankheiten. Es sind „Richtlinien zu Maßnahmen im Kampf mit der Prostitution" herausgegeben[1]), die auf allerlei Fürsorgemittel und Einrichtung von Beratungstellen abzielen.

Wir erleben an Rußland ein eigenartiges Experiment im größten Ausmaße: die denkbar größte Zwangsbehandlung mit Salvarsan und Quecksilber. Es werden jährlich 1800 kg Salvarsan hergestellt und 300 kg aus dem Ausland eingeführt; die Behandlung durch Nichtärzte ist gesetzlich verboten. Dort ist also erreicht, was die herrschende Medizin bei uns einführen will. Die Kontrolle des Salvarsans ist nicht nur chemisch und biologisch, sondern auch klinisch. Nach einem Menschenalter wird sich entscheiden, ob diese Therapie heilt, das heißt die Syphilis zum Verschwinden bringt oder ob sie Paralyse und Tabes befördert.

Die Zwangsbehandlung ist ein totgeborenes Kind. Zur Genesung muß der gute Wille des Kranken mitwirken.

---

[1]) Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, 1926, S. 29.

Auch die Meldepflicht würde nur ein Zankapfel zwischen Ärzten und Kranken und die Quelle endlosen Mißtrauens werden. Die Versuche, den Arzt zu bestechen, würden nicht aufhören.

Dazu ist die Erkennung der Syphilis, dieses Chamäleons unter den Krankheiten, schwer. „Die Wirkung des Fehlens jeglichen Zwanges beweisen die Erfolge in England. Freiheit wirkt erziehlich zur Selbstverantwortung." (von Dühring.)

Der Rest wäre Aktenhaufen und Bureaukratendünkel. Die kostenlose Behandlung ist aller Erfolge Anfang. Sie ist das Wirkende[1]).

Für die Bekämpfung gäbe es nur ein wirkliches Heilmittel: Alle Menschen untersuchen und die Kranken so lange absondern, bis sie nicht mehr anstecken können[2]). Alles andere ist Halbheit. Ja, der Kampf gegen andere Übel, zum Beispiel den Alkohol, hat keinen Sinn und Zweck, wenn man die Syphilis fortwüten und die Nachkommenschaft verkrüppeln läßt. Aber die Durchführung? „Die Mehrzahl der Ärzte will nicht ihre Zeit und Kraft

---

[1]) Dr. Dreuw, „Sexualrevolution", hat ein ganzes System der allgemeinen gleichen diskreten Anzeigepflicht entworfen. Er hofft alles von der Anzeige ohne Namensnennung. Die Schweiz hat sogar die namentliche Meldepflicht.

[2]) Prof. Dr. med. et phil. G. v. Bunge, „Die Ausrottung der Geschlechtskrankheiten"; Dr. med. Th. Christen, „Die menschliche Fortpflanzung", S. 145.

opfern, um das eigene Geschäft zu schädigen. Und das ist menschlich." (von Bunge.) Aber auch wenn von Bunges Forderung: „Wir brauchen zweierlei Mediziner: solche, die für das Verhüten, und solche, die für das Kurieren der Krankheiten besoldet werden," je erfüllt sein würde, auch dann ist noch ein weiter Weg[1]).

Der Gedanke ist alt, schon einer der frühesten Schriftsteller, der Arzt Gaspare Torella, Leibarzt des Papstes Alexander VI., sprach 1500 den Gedanken aus, daß man auf diese Weise die Syphilis im Keime ersticken könne. Damals wäre es gegangen; heute haben sich die Dinge aber geändert.

Voltaire ist der erste, der die Begründung einer internationalen Vereinigung zur Bekämpfung der Lustseuche verlangte. Im „Mann mit den vierzig Talern" läßt er den Regimentsmedikus sagen:

---

[1]) Universitätsprofessor Dr. Fritz Lenz, „Menschliche Auslese und Rassenhygiene", S. 170: „Daß es bei genügender Energie möglich wäre, die Geschlechtskrankheiten so gut wie ganz auszurotten, daran kann gar kein Zweifel sein. Auch auf diesen Gebieten stehen freilich der Gesundung schwerwiegende Interessen entgegen. Man muß sich nur mal klarmachen, daß durch eine wirklich ernsthafte Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten nicht nur viele hunderte von Fachärzten brotlos werden, sondern auch zehntausende anderer Ärzte in ihren ohnehin kaum zum Leben ausreichenden Einkünften schwere Einbuße erleiden würden."

„Für die Ausrottung gibt es nur einen Weg, nämlich, daß alle europäischen Fürsten sich miteinander verbündeten, wie zu Zeiten Gottfrieds von Bouillon. Ein Kreuzzug gegen die Syphilis wäre wahrlich vernünftiger, als die damals so unglücklich gegen Saladin, Melek-Sala und die Albigenser unternommenen. Es wäre freilich besser, sich zu einem gemeinsamen Kampfe gegen den Feind des Menschengeschlechts zusammenzutun, als fortwährend auf der Lauer liegen, um den günstigen Moment abzupassen, wo man des Nachbars Land verwüsten, die Felder mit Toten bedecken, und ihm zwei oder drei Städte und ein paar Dörfer wegnehmen kann. Ich spreche da gegen meine Interessen, denn der Krieg und die Syphilis machen mich reich; aber man muß eben erst Mensch und dann Regimentsmedikus sein."

Es gibt heute eine internationale Vereinigung zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, die im Oktober 1925 in Paris einen internationalen Kongreß abhielt. Außer der sehr nützlichen Einrichtung kostenloser Behandlungstätten für Seeleute in zahlreichen Hafenstädten ist da nichts beschlossen oder gar gehandelt worden. Auch die Feststellung, daß in Belgien, Dänemark, Schweden und der Schweiz die Syphilis sehr erheblich, in Deutschland und Frankreich weniger zurückge-

gangen sei, wird sich manchen Abstrich gefallen lassen müssen.

Auch wirtschaftlich ist diese halbe Art der Bekämpfung ein schlechtes Geschäft. Welche unberechenbaren Verluste, wenn die Männer in den besten Jahren sterben, nachdem Vermögen für Ärzte und Apotheken vertan sind und Frauen wie Kinder der Not, dem Verbrechen, lebenslänglicher Krankheit preisgegeben sind.

Die Staaten täten besser, alle ihre Mittel zum Zweck der Ausrottung zusammenzuballen, nirgend Kosten zu scheuen, — sie würden dabei Geld sparen.

Schon jetzt kostet die sehr mangelhafte Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten über hundert Millionen Mark im Jahr[1]). Frankfurt am Main zum Beispiel verwendet 10—15 % aller seiner Wohlfahrtpflegemittel zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Hamburg gibt 2 Millionen dafür aus. Die Syphilis in Frankreich kostet dem Staat 1,5 Milliarden Franks im Jahr.

Die staatliche Bekämpfung des Dirnentums kostete 1918 bei 48000 Dirnen jährlich 3½ Milliarden Mark.

---

[1]) Geh. Medizinal-Rat Dr. Solbrig, „Was kosten Epidemien?" in „Berliner Tageblatt" vom 27. Januar 1926, Nr. 44.

Wenn wir doch endlich lernen wollten, daß Verhütung viel besser ist als Bekämpfung. Vorbeugen! Was der Weltkrieg mit seiner Massenwanderung der Männer und dem Geschlechtshungertyphus der Frauen an wahlloser Vermischung geleistet hat, ist unbeschreiblich. Die Belehrung ist gegenüber dem elementarsten Trieb, von dem die Menschheit lebt, machtlos; sie ist auch eigentlich nichts anderes als Abschreckung. Der Mensch sträubt sich aber mit Recht dagegen, sich seinen schönsten Genuß verekeln zu lassen. Er verlangt Ordnung und Heilung. Es muß mit dem letzten Rest der Auffassung aufgeräumt werden, daß diese Krankheit eine Sünde oder eine Schande sei; sie muß als Krankheit wie alle anderen, nur als eine sehr viel schwerere behandelt werden.

Man schaffe ein unparteiliches Forschunginstitut; alle Heilmethoden müssen freie Bahn und gleiches Recht bekommen. Niemand darf gezwungen werden, sich einer allein selig machenden Behandlung zu unterwerfen.

Die Volksbelehrung in allen Ehren; aber man hoffe von ihr nicht zu viel für die Vertilgung der Krankheit. Man vergesse doch nicht, daß auch sehr viele Ärzte, denen die Belehrung gewiß nicht gefehlt hat, an Syphilis leiden. So wie der Mensch ist, brechen seine Triebe, und besonders sein Grund-

trieb, das allgewaltige Geschlecht, der Allherrscher Eros, trotz aller Belehrung immer wieder durch. Die Verweisung auf die Sittlichkeit, gute Ratschläge zur Enthaltung helfen den Vollblütigjungen nicht. Sie können von den Alten eine solche staatliche Ordnung der Zustände verlangen, die ihnen ein volles, starkes und reines Leben gestatten. Das Negative kann niemanden begeistern. „Entbehren sollst du, sollst entbehren," ist kein Gesang für junge Herzen. Gar nicht zu reden von dem Heer der Leiden und Schwächen, die die freudlose Unterdrückung und Verdrängung der Triebe erzeugt.

Man lehre die Jugend durch eigenes Beispiel Zucht. Man erleichtere den Verkauf von Schutzmitteln[1]). Am besten dienten die Automaten diesem Zweck, die früher in den Kasernen aufgestellt waren, und trotz sehr heilsamer Wirkungen leider bald auf Betreiben sogenannt religiöser Kreise entfernt werden mußten. Ebenso ging es in der englischen Flotte mit den Desinfektionstuben.

Wenn die Ärzte auf dem Posten wären, würde

---

[1]) § 270 des Entwurfs zum Deutschen Strafgesetzbuch bedroht öffentliche Ankündigung oder Ausstellung einer „zu unzüchtigem Gebrauche bestimmten Sache" mit Gefängnisstrafe bis zu 2 Jahren — als wollte man die Geschlechtskrankheiten künstlich züchten.

den kirchlichen Kreisen ein solches Attentat auf die Volksgesundheit nicht gelingen.

Noch heute wissen wir das Ursprungsland der Syphilis nicht und können ihr Alter nicht bestimmen. Gleich nach dem ersten Ausbruch am Ende des 15. Jahrhunderts kam die Meinung auf, daß Kolumbus sie auf seinen Schiffen aus Amerika eingeschleppt habe. Eine Unmasse von Büchern sind hierüber geschrieben worden. Neuerdings hat Iwan Bloch[1]) die alte These von neuem verteidigt und hat viele Anhänger gefunden.

Gegen ihn wendet sich Gaston Vorberg[2]). Nach ihm war die Syphilis schon vor der Entdeckung Amerikas in Europa einheimisch. Er sieht den Ursprung der amerikanischen Theorie in der Weissagung der Sterndeuter von der Ankunft einer furchtbaren Seuche. Ob die Syphilis bei den alten Völkern gewütet hat, wird wohl nie aufgeklärt werden. Jedenfalls war sie den Ärzten des Altertums als sondere Krankheitform nicht bekannt;

---

[1]) „Der Ursprung der Syphilis", und „Das erste Auftreten der Lustseuche in Europa". Ebenso Prof. Dr. von Notthafft, „Geschlechtskrankheiten und Ehe", S. 23. Prof. Dr. Blaschko, „Hygiene der Geschlechtskrankheiten", S. 356.

[2]) „Über den Ursprung der Syphilis". Auch besonders Karl Sudhoff im „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft", S. 158, mit guten Gründen.

ob unter den von den Schriftstellern des Altertums erwähnten Krankheiten Syphilis war, ist nicht festzustellen. Verbreitet kann sie nicht gewesen sein.

„Trotz einer jahrhundertelangen mühseligen Forschung ist die Syphilisgeschichte eine Geschichte medizinischer Irrtümer und Irrlehren.“ (v. Notthafft.)

Es ist ein unentschiedener Zweikampf zwischen Bloch und Vorberg. Jedenfalls ist seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Syphilis an Schärfe des Giftes und Verbreitung etwas ganz anderes, als sie früher gewesen sein kann, wenn sie damals überhaupt schon bestanden hat. Die Ursache dieser tausendfachen Verschlimmerung ist unbekannt. Sicher ist nur, daß der Heereszug König Karls VIII. von Frankreich nach Neapel der Ausgangspunkt ist.

Schon der alte Hiob zeigt ein der Syphilis ähnliches Krankheitbild.

Sokrates (470—399 vor Christus) weist eine richtige Sattelnase auf[1]).

Bei dem römischen Kaiser Augustus (63—14 vor Christus) könnte man an eine angeborene Syphilis denken[2]).

---

[1]) Vorberg, S. 10.
[2]) Vorberg, S. 10/11 und 50.

die neue Bildung und beschwingt das geistige Leben. Sein eigenes Leben war zuchtlos, üppig, prunkvoll.

In der Reihe der gekrönten Syphilitiker folgt ihm Philipp II., König von Spanien, der Vater des Don Carlos (1555—1598), der grausame Frömmler. Er war das weltliche Haupt der europäischen Gegenreformation. Karls V. Sohn vereinte in seiner Hand eine unerhörte Macht; die schönsten und reichsten Länder, die stärksten Heere, die besten Feldherren waren sein. In den Niederlanden riefen die Gewalttaten seines Alba, die Einsetzung des Blutrats, Aussaugung und Unterdrückung, Aufstand und Abfall hervor. Seinem syphilitischen Gehirn entsprangen der Gedanke der Armada, der Versuch, in Frankreich die Erhebung Heinrichs IV. zu hindern, die Entzweiung mit seinem ältesten Sohn Don Carlos, der im Kerker starb. Der große König siechte hin. Er hinterließ die Finanzen zerrüttet, Handel, Schiffahrt und Gewerbe zerstört, während die Kirche über alles Maß bereichert war; der Prachtbau des Escorial hatte ungeheure Summen verschlungen.

Je prunkvoller, desto syphilitischer. Frankreichs Ludwig XIV. (1643—1715) und Ludwig XV. (1715—1774) dürfen nicht fehlen. Beide seit langem infolge ihrer Ausschweifungen mit Sy-

philis behaftet. Ludwig XV. starb an den Kinderblattern, die er durch ein junges Mädchen bekam. Das Volk frohlockte über seinen Tod als Erlösung von Grausamkeit und Entehrung.

Ihr deutscher Zeitgenosse war August II., der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen (1694—1733), der für Günstlinge, schöne Frauen, seine kalte Prachtliebe und natürliche Kinder ungeheuere Summen verbrachte.

Der einstweilen letzte der königlichen Narren ist Friedrich Wilhelm IV. von Preußen (1840 bis 1861). „Er erkrankte an einem Gehirnleiden", sagen die Geschichtsbücher. Die Zahl seiner Dummheiten ist groß. Von Hause aus ein geistreicher Mann. Der Haß seines großen Leidensbruders Heine striegelte ihn unaufhörlich, aber nicht ohne ein Gefühl des Mitleidens:

„Ich hab' ein Faible für diesen König;
ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig.
Ein vornehmer Geist, hat viel Talent —
auch ich, ich wäre ein schlechter Regent."

Seine Syphilis hat das Vaterland teuer bezahlen müssen.

Papst Alexander VI., gestorben 1503.

Die Geschichte der Syphilis beginnt mit drei Päpsten. Rodrigo Lançol Borgia, geboren 1431, wurde 1492 Papst. Fähigkeiten, Tätigkeit und Reichtum verschafften ihm, trotz seiner an Ausschweifungen überreichen Lebensweise und seinen vielen Kindern großen Einfluß. Seine Amtszeit ist voll von Willkür, Treubruch, Verrat und unerhörten Lastern. Mit großem Geschick lenkte er Kirche und Kirchenstaat inmitten der schweren Stürme, die die französischen Könige Karl VIII. und Ludwig XII. über Italien heraufbeschworen. Seinen Sohn Cesare Borgia ernannte er zum Herzog der Romagna, der zusammen mit ihm die Gegner durch Gift und Waffen umbrachte. Lucrezia Borgia war seine Tochter. Seine Todesursache, Gift oder Fieber, ist ungeklärt.

Seine Ohnmachtanfälle werden auf Hirnsyphilis zurückgeführt. Die Syphilis war nicht nur in der Familie des Papstes, sondern auch im Vatikan stark verbreitet[1]).

---

[1]) Dr. Gaston Vorberg, „Über den Ursprung der Syphilis", S. 98.

Papst Julius II., gestorben 1513.

Guiliano della Rovere, 1443 geboren, wurde 1503 Papst[1]). Fast seine ganze Herrscherzeit ist mit Kriegen ausgefüllt. Er vertrieb Cesare Borgia, eroberte Bologna und andere Städte, schloß 1508 gegen die Republik Venedig mit Kaiser Maximilian I., König Ludwig XII. von Frankreich und Ferdinand dem Katholischen die Ligue von Cambrai. Kaum aber hatte die Republik Venedig ihn durch Abtretung einiger Städte befriedigt, so schloß er mit ihr gegen Frankreich die Heilige Ligue, der auch Spanien, England und die Schweiz beitraten. In eigener Person führte er nun den Krieg gegen Frankreich, gegen das er sogar ein türkisches Hilfsheer aufbot. Der Neuordnung des Papsttums, die Kaiser Maximilian und Ludwig XII. durch das Konzil von Pisa 1511 erstrebten, stellte er 1512 eine allgemeine Kirchenversammlung zu Rom entgegen. Es war das erste Balkenkrachen der Kirchenspaltung.

Er nahm den Neubau der Peterskirche in Angriff und erwarb sich als Schützer Bramantes und Michelangelos große Verdienste um die Kunst. Unübertrefflich ist sein Herrentum und seine Gewalt-

[1]) Iwan Bloch und Georg Löwenstein, „Die Prostitution", II. Band, 1. Hälfte, S. 25. Dr. Gaston Vorberg, „Über den Ursprung der Syphilis", S. 47.

menschenart in Konrad Ferdinand Meyers Gedicht gegeben:

„Halb vom Hades schon bezwungen,
von Lemuren schon umschwebt,
hat er doch sich losgerungen —
Sieh, er atmet! Sieh, er lebt!
Hinter seinen greisen Brauen
flammt's! Jetzt langt er nach dem Bart,
zürnt und schilt den Tod mit rauhen
ungestürmen Worten hart.

Arzt, statt deiner faden Tropfen
gib mir des Falerners Glut!
Lasse meine Pulse klopfen,
wirf mir Feuer in das Blut!
Auf die Türen! Weg die Kissen!
Meine Feldherrn tretet ein!
Meine Meister, laßt sie wissen,
daß sie dreifach emsig sei'n!

Als den Hirten nicht des Lammes,
bildet mich als Mosen ab,
der den Dränger seines Stammes
niederschlug mit wucht'gem Stab —
Wo die Wasserstürze tosen
in die Brunnenschale jach,
setzet, Meister, mich als Mosen,
der die Felsenwand zerbrach!

Helmt mir die gefurchte Stirne!
Harnischt mir die welke Hand!
Der Italien macht zur Dirne,
jagt den Fremdling aus dem Land!
Reicht ein Schwert! Ich will es retten!
Ruft, Drommeten, ruft zur Schlacht!
In der Faust zerrissene Ketten,
schreit' ich durch des Hades Nacht!"

Papst Leo X., gestorben 1521.

Giovanni de Medici, der zweite Sohn Lorenzos, 1475 geboren, wurde 1513 Papst. Lebemann, Frauenfreund und Schönheitkenner, Kriegsmann und Weltfürst. Im Bunde zu Mecheln schloß er sich mit dem Kaiser von Deutschland und den Königen von England und von Arragonien gegen Frankreich zusammen. Seine Heere warfen Frankreich und Venedig nieder. Mit Franz I. von Frankreich schloß er den Frieden von Viterbo, brachte ihn zur Aufhebung der pragmatischen Sanktion und Abschließung eines Konkordats, durch das die Vorteile des Konstanzer und Baseler Konzils für Frankreich verloren gingen.

Um die Macht seines Hauses zu vergrößern, entsetzte er 1516 den Herzog von Urbino und belehnte seinen Neffen Lorenzo mit dem Herzogtum. 1517 ließ er den Kardinal Petrucchi, der sich einer Verschwörung gegen ihn verdächtig gemacht hatte, erdrosseln; andere, deren Schuld nicht erwiesen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entsetzt und des Landes verwiesen.

Seine Prachtliebe war so groß, daß sie seine Geldmittel erschöpfte. Um sich, besonders zur Vollendung der Peterskirche, Geld zu verschaffen, ließ er der Christenheit Ablaßbriefe verkaufen.

Dieser Mißbrauch gab den ersten Anstoß zur deutschen und schweizerischen Reformation. Er verlachte die ersten Schritte Luthers zur Reformation der Kirche als „Mönchsgezänk".

Er war ein feingebildeter Weltmann, aber kein Kirchenfürst. Seine Liebe galt mehr den Künsten und den Wissenschaften, als dem Glauben und der Frömmigkeit.

Ulrich von Hutten, gestorben 1523.

Als erstes Opfer Deutschlands fiel der edle Hutten, eines der teuersten für alle Zeiten. Wenn auch nicht der erste deutsche Mensch, so ist doch der erste deutsche Staatsmensch in ihm verloren gegangen.

„Ich büße leichte Jugendsünde schwer."

Schon 1508, als er zwanzig Jahre alt war, wurde er von der Krankheit geschlagen. Zehn Jahre lang litt er unter dem Wechsel von Linderung und neuem Ausbruch. Dann machte er 1518 eine große Kur, glaubte sich gerettet und schrieb sein Buch: „De Guaiaci medicina et morbo Gallico." Wie ehrlich und freimütig er auch mit seiner Krankheit kämpfte, seine Feinde benutzten sie, um ihn sittlich zu vernichten. Schon früh setzte bei ihm ein Hinken ein. Nie hat er sich geschont. Studium und Reisen waren seine täglichen Begleiter. Er hat das Buch dem Erzbischof von Mainz mit den Worten zugeeignet, er wünsche nicht, daß der hochwürdige Herr es jemals selbst nötig haben möge, das wolle Christus der Heiland verhüten!; aber an seinem Hofe könne es vielleicht gute Dienste leisten. Auch sein damals noch lebender Vater hat an demselben Übel gelitten. Man dachte zu jener Zeit über die Krankheit anders, nicht als Schande,

sondern mehr als Unfall, als läßliche Sünde. Mit 17 Jahren war Hutten aus klösterlichem Zwang in das Abenteurerleben eines fahrenden Schülers gegangen, schließlich auch in die Truppe von Söldnern. Man wird annehmen müssen, daß ein Weib ihm die Krankheit weitergegeben hat. Er hatte sie mit 15 schmerzensreichen Jahren und seinem frühen Tode zu büßen. Sie war zwar nicht mehr in ihrem wilden Stadium der ersten Zeit; aber immer noch in einem schrecklichen Zustand der Verheerung. Und welche Kuren wurden von unverständigen Ärzten über ihn verhängt. „Die Schäden, an denen er litt, waren teils offene, fließende Geschwüre, teils geschlossene Anschwellungen und knochenartige Verhärtungen, endlich Schwinden des Fleisches und Lockerungen der Bänder an einzelnen Körperteilen; Stehen, Gehen, Armaufheben und Drehen des Kopfes waren erschwert, zeitweise trat ein Zittern aller Glieder ein, die Geschwüre und Verhärtungen waren zum Teil unleidlich schmerzhaft, die Ausflüsse so ekelhaft und übelriechend, daß der Kranke nicht allein anderen, sondern auch sich selbst zur Last und zum Abscheu wurde[1])."

Und diese Leiden hat Hutten auf seinen Reisen von Greifswald bis Rom, von Wien und Olmütz

[1]) David Friedrich Strauß, „Ulrich von Hutten", S. 241.

bis Mainz und Paris mit sich getragen, ohne Ruhe, ohne Geldmittel, ohne Ärzte. Bäder und Tränke, Blähungen und Ätzmittel aller Art und elf Schmierkuren, die den mit Salzen, Pulvern und Ölen eingeriebenen Kranken 20—30 Tage lang im Bette eines glühendheißen Zimmers hielten, hat er überstanden. Schließlich machte er die Guaiak-Kur, eine Mischung von Hungerkur und Abkochung von Spänen des Guaiakholzes nebst Bestreichung der offenen Schäden mit Bleiweißsalben — 40 Tage lang. Hutten glaubte sich geheilt und hielt es für die erste Pflicht der Dankbarkeit, die göttliche Wohltat des Holzes kund zu machen. Er konnte auch hier nicht unterlassen, den Luxus zu verdammen; das deutsche Volk möge einsehen, wie wenig solche Völlerei sich für die Weltbeherrscherin gezieme und ein wie anderes, hartes Leben die Vorfahren geführt hätten; er kämpft gegen Trunkenheit und Luxus in Speisen und Anzug, gegen den Hang zu Wohlgerüchen und feinen Stoffen. Die Schrift behauptet noch heute in der Geschichte der Seuchen ihren Platz. Schon während des Druckes hatte Hutten sich zum württembergischen Feldzuge aufgemacht.

Ein Heldenleben von seltener Größe glühte in diesem immer von Krankheit und Armut gequälten Mann.

Strauß spricht seine Bewunderung aus, „die der Geistesstärke gebührt, welche dazu gehörte, um während eines so schrecklichen, langwierigen und hoffnunglosen Siechtums Werke hervorzubringen, an denen nichts matt, alles Gesundheit, Frische und Leben ist[1])." Auch während seiner Kuren ließ er sich durch nichts von seinen Arbeiten abhalten. Ehe noch die offenen Schäden an seinem Schienbein ganz zugeheilt waren, zog er im Gefühl seiner Gesundung von Augsburg nach Steckelberg, der Burg seiner Väter, zum Besuch seiner Eltern.

Er ist derselbe unerbittlich aufrechte Geist, der aus Heinrich Heines Matratzengruft spricht.

Unter der starken Hand Ulrich Zwinglis kam Hutten auf die Insel Ufenau im Züricher See und starb nach wenigen Wochen. Wer heute den heiligen Boden betritt, findet nicht mehr das kleinste Zeichen der Erinnerung an den Untergang des ersten deutschen Staatsmannes. Die Hoffnung, den Neubau Deutschlands in Politik und Kirche durch den Gedanken der Reformation werden zu sehen, ging mit ihm zugrunde. Daß er an der Syphilis, die nach scheinbarer Heilung bald von neuem ausgebrochen war, und an ihren mörderischen Kuren gestorben ist, leidet keinen Zweifel.

---

[1]) S. 245.

Er hinterließ nichts — außer einer Feder und Schulden. Die Pfaffen von Einsiedel konnten kein Ketzerheiligtum auf ihrer Insel brauchen.

So endete der Mann, der eben dem Kloster entlaufen, den Freuden-, Kampf- und Jubelruf in die schöne frühlingblühende Welt geschmettert hatte:

O Jahrhundert! O Wissenschaften!
Es ist eine Freude zu leben . . .
Es blühen die Studien, die Geister regen sich!

In den paar Jahren des freien Lebens, die ihm der närrische Zufall vergönnte, war er, der auch als Mann immer zart von Kräften geblieben war, anders als der düstere Luther, ein leuchtender, freier Mensch. „In der Tat, Huttens Seele, Huttens Weltanschauung war in ihrem Tiefsten heidnisch-antik; nur das dünnwandige Gefäß, in dem dieser köstliche Inhalt schäumte, war mit biblischen Sprüchen beschrieben. Aber nachdem das Gefäß unheilbare Sprünge bekommen, in jenen Ufenauer Leidens- und Sterbenstagen, konnte man ins Innere lugen, konnte man die letzten Gründe dieser rätselvollen Seele erkennen: Der Geist Griechenlands jauchzt einem da entgegen[1])."

Vom 20. Jahre an krank, und er trug sein schweres Leben so gelassen und preßte ihm alle

[1]) Georg Jacob Wolf, „Ulrich von Hutten", S. 22.

Schaffensmöglichkeiten aus. Ein immer fahrender Schüler, der auf alle Ämter und Ehren verzichtet und nur nach der eigenen Freiheit lebt. Krank und doch stark und furchtlos, arm und gegen alles mächtige Unrecht. Wie geht er gegen den weltbeherrschenden Papst Leo X., der an derselben Krankheit leidet wie er, an: „Ein Deutscher ging nach Rom und wurde klug."

Der erste Schriftsteller war er, der deutsch geschrieben hat. In der Herberge der Gerechtigkeit auf der Ebernburg bei seinem Freunde Sickingen schrieb er: „Ich kann sterben, aber dienen kann ich nicht. Frei will ich bleiben und achte den Tod nicht... einst werde ich aufstehen aus der Verborgenheit und meinen Deutschen da, wo die meisten Menschen zusammen sind, zurufen: ‚Wer hat Mut genug, mit Hutten für des Vaterlandes Freiheit zu sterben?"

„Verlassen von den Gefährten, fällt er. Und mit ihm geht auf ein paar Jahrhunderte die letzte Hoffnung auf eine Einheit Deutschlands zu Grabe[1])."

Was für ein Führer hätte er der Bauernbewegung werden können. Er fand keinen Erben, der diesen Kampf weiter führte. Er war der letzte Ritter und der erste Aufrührer der neuen Zeit. Laeta Libertas!

[1]) Anna Siemsen, „Literarische Streifzüge", S. 59.

Benvenuto Cellini, gestorben 1571.

Einer der meistbegabten Künstler aller Zeiten — Zeichner, Baumeister, Stahlschneider, Goldschmied, Musiker, Bildhauer, Dichter, Schriftsteller —, wohl der erste Meister der Goldschmiedekunst, auch sonst überall hohe Leistungen aufweisend; aber doch in keinem Fach zur höchsten Ausbildung seiner Kräfte ausgereift. In einer hohen Zeit der Kunstentwicklung stehend, ungebändigt, unstet, zwischen den Lockungen der sinnlichen Welt und den Forderungen innerer seelischer Regungen schwankend, fand er infolge seines händelsüchtigen Wesens und seines ungeregelten Lebens nirgends Ruhe. Goethen, der seine Lebensbeschreibung der Übersetzung würdigte, erschien er als ein „geistiger Flügelmann", „als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht als Repräsentant sämtlicher Menschheit". Die Ursache seines Unfriedens ist seine Krankheit. Er erkrankte 1532, 32 Jahre alt, an einem syphilitischen Leiden, das er sich von einer römischen Kurtisane geholt hatte[1]).

Er war zum Zeichnen und Bilden geboren, er schuf in der Kleinkunst, wie später große Werke

[1]) Dr. Iwan Bloch und Dr. Georg Löwenstein, „Die Prostitution", 2. Band, 1. Hälfte, S. 10/11. — Goethes Werke, Propyläen-Ausgabe, Band 9, S. 393.

der Plastik leicht, doch meist ohne ernstes, hochgespanntes Kunstgefühl. Trotz seiner großen Fähigkeiten hat er die Kunst nicht auf eine höhere Stufe gehoben, sondern eher durch unbedenkliches Schnellschaffen ihren Verfall beschleunigt. Die Leichtigkeit seines Schaffens und seine Fertigkeit verschafften ihm Aufträge und Stellungen hier und dort. Unstet und flüchtig, in tödliche Händel verwickelt, von Neidern angefeindet, in langer Kerkerhaft, mit 62 Jahren für kurze Zeit im Kloster, bald wieder im Treiben der Welt, und heiratet noch in hohen Jahren. Immer begleitet von einem starken Gefühl der sittlichen Forderungen und mystisch-religiösen Anschauungen.

Henri de Latour d'Auvergne Vicomte de Turenne, gestorben 1675.

Französischer Feldherr. 1644, mit 33 Jahren erhielt er den Feldmarschallstab und den Oberbefehl in Deutschland, eroberte in kurzer Zeit die Pfalz, das Kurfürstentum Mainz und den ganzen Rhein von Straßburg bis Koblenz, beschleunigt durch Einnahme vieler Plätze den Frieden von Münster 1648. Später unterwarf er fast ganz Flandern und wurde 1660 zum Generalmarschall ernannt. 1672 bei Ausbruch des Krieges gegen die Niederlande erhielt er den Oberbefehl. Im Feldzuge von 1674 verwüstete er die Pfalz auf das Grausamste. Nach seinem Ausbruch bei Belfort im Winter siegte er über die uneinigen Deutschen bei Mühlhausen und Türkheim, so daß der Kurfürst von Brandenburg das Elsaß preisgeben mußte. Den Tod brachte ihm eine Kanonenkugel.

Moritz Graf von Sachsen (Marschall von Sachsen), gestorben 1750.

1696 als natürlicher Sohn König Augusts II. von Sachsen, des Starken, und der Gräfin Aurora von Königsmark geboren. Lernte das Waffenwerk mit 13 Jahren unter Eugen und Marlborough in Flandern. Kämpfte in Pommern, Polen und vor Belgrad. 1720 wurde er in Frankreich zum Maréchal-de-Camp ernannt. Führte ein höchst zügelloses Leben. Während seiner Krankheit 1731 schrieb er sein berühmtes Werk „Rêveries militaires". Im Polnischen Thronfolgekrieg zeichnete er sich so aus, daß er 1734 zum Generalleutnant befördert wurde. Im österreichischen Erbfolgekrieg nahm er Prag und Eger. 1744 wurde er zum Marschall von Frankreich ernannt. Seine Waffentaten in den Niederlanden machten ihn zum Oberbefehlshaber. Seine Rêveries sind voll kühner und neuer Ansichten in den Kriegswissenschaften.

Seine Krankheit bezeugt: Nicolardot, Les cours et les salons au XVIII siècle, Paris 1879[1]).

---

[1]) Vgl. Dr. Iwan Bloch, „Die Prostitution", 2. Band, 1. Hälfte, S. 638.

Jean Baptiste de Boyer Marquis d'Argens, gestorben 1771.

Französischer Schriftsteller. Wegen leichten Lebenswandels vom Vater enterbt, suchte er seinen Unterhalt mit der Feder zu verdienen. Nach einer größeren Zahl gefälliger Romane schrieb er „Lettres juives", „Lettres chinoises" und „Lettres cabalistiques", in denen er an den politischen, kirchlichen und sittlichen Zuständen Frankreichs und der zivilisierten Welt überhaupt mit den Mitteln des gesunden Menschenverstandes Kritik übte. Seine geistvollen, leicht geschriebenen Werke wurden viel gelesen und trugen ihm die Zuneigung des Königs Friedrich II. von Preußen ein, der ihn nach Potsdam berief und ihn zum Kammerherrn und Akademiedirektor ernannte; er blieb 25 Jahre am preußischen Hofe.

Seine Syphilis wird von Nicolardot erwähnt[1]).

[1]) Dr. Iwan Bloch, „Die Prostitution", 2. Band, 1. Hälfte, S. 628.

Charles von Rohan, Fürst von Soubise, gestorben 1787.

Pair und Marschall von Frankreich. Geboren 1715, zog er mit Ludwig XV., mit dem er durch Freundschaft verbunden war, 1740 in den österreichischen Erbfolgekrieg. Steigt zum Generalleutnant auf. Der Siebenjährige Krieg brachte ihm ein wichtiges Kommando und anfangs auch Erfolge. Aber 1757, als er mit der deutschen Reichsarmee zusammen gegen König Friedrich II. von Preußen anrückte, wurde er das Opfer des kecken Überfalls von Seydlitz in Gotha und erlitt die schmähliche Niederlage bei Roßbach. 1758 erhielt er den Oberbefehl über ein neues Heer; er gewann Hessen und erhielt dafür den Marschallstab. 1759 wurde er Staatsminister. Der Friede von 1763 machte seiner Feldherrnlaufbahn ein Ende; er behauptete sich im Ministerium.

Seine Syphilis erwähnt Bachaumont, Mémoires secrets, Bd. 28, S. 207[1]).

---

1) Dr. Iwan Bloch und Dr. Georg Löwenstein, „Die Prostitution", 2. Band, 1. Hälfte, S. 368 und 628.

Jean Baptiste de Boyer Marquis d'Argens, gestorben 1771.

Französischer Schriftsteller. Wegen leichten Lebenswandels vom Vater enterbt, suchte er seinen Unterhalt mit der Feder zu verdienen. Nach einer größeren Zahl gefälliger Romane schrieb er „Lettres juives", „Lettres chinoises" und „Lettres cabalistiques", in denen er an den politischen, kirchlichen und sittlichen Zuständen Frankreichs und der zivilisierten Welt überhaupt mit den Mitteln des gesunden Menschenverstandes Kritik übte. Seine geistvollen, leicht geschriebenen Werke wurden viel gelesen und trugen ihm die Zuneigung des Königs Friedrich II. von Preußen ein, der ihn nach Potsdam berief und ihn zum Kammerherrn und Akademiedirektor ernannte; er blieb 25 Jahre am preußischen Hofe.

Seine Syphilis wird von Nicolardot erwähnt[1]).

---

[1]) Dr. Iwan Bloch, „Die Prostitution", 2. Band, 1. Hälfte, S. 628.

Charles von Rohan, Fürst von Soubise, gestorben 1787.

Pair und Marschall von Frankreich. Geboren 1715, zog er mit Ludwig XV., mit dem er durch Freundschaft verbunden war, 1740 in den österreichischen Erbfolgekrieg. Steigt zum Generalleutnant auf. Der Siebenjährige Krieg brachte ihm ein wichtiges Kommando und anfangs auch Erfolge. Aber 1757, als er mit der deutschen Reichsarmee zusammen gegen König Friedrich II. von Preußen anrückte, wurde er das Opfer des kecken Überfalls von Seydlitz in Gotha und erlitt die schmähliche Niederlage bei Roßbach. 1758 erhielt er den Oberbefehl über ein neues Heer; er gewann Hessen und erhielt dafür den Marschallstab. 1759 wurde er Staatsminister. Der Friede von 1763 machte seiner Feldherrnlaufbahn ein Ende; er behauptete sich im Ministerium.

Seine Syphilis erwähnt Bachaumont, Mémoires secrets, Bd. 28, S. 207[1]).

---

[1]) Dr. Iwan Bloch und Dr. Georg Löwenstein, „Die Prostitution", 2. Band, 1. Hälfte, S. 368 und 628.

Honoré Gabriel Riqueti Graf Mirabeau, gestorben 1791.

Französischer Politiker, 1749 geboren. Seine Jugendzeit stand unter dem harten Regiment des Vaters, unter dessen falscher Behandlung er verwildert. Wüstes Leben, Haft, Flucht, Schulden, Schmähschriften, Angriffe sind seine ersten Stufen. Dann machen Schwung, Leidenschaft, sein reicher Geist und seine geniale Keckheit ihn zum ersten Pamphletisten, gefürchtet, siegreich, mit immer neuen Fehden, blitzenden Worten, schlagender Wirkung, auf dem Gipfel der Popularität.

Er wird der Hauptvertreter der Interessen des dritten Standes, gleich Marius gesonnen, die Aristokratie zu zertrümmern. Er beherrscht die Nationalversammlung durch die Schärfe seines Denkens und das Feuer seiner Rede. Er will nicht die uferlose Revolution, sondern eine Verbindung von Monarchie und Souveränität des nationalen Willens. Seine staatserneuernden Absichten wurden stets von seinem persönlichen Ehrgeiz und seinen ständigen Geldbedürfnissen abgelenkt. Die großen Summen, die er schließlich vom Hof erhielt, gaben seinen Feinden Gelegenheit, ihn als Verräter zu bezeichnen. Er verstand es aber doch, in dem wachsenden Sturm seinen Einfluß zu bewahren.

1790 erhielt er die Präsidentschaft im Klub der Jakobiner, 1791 sogar in der Nationalversammlung. Er war es, der Necker stürzte. Seine Geltung bei den Jakobinern ging ihm wieder verloren; aber sein Name war so volkstümlich-beliebt, wie kaum ein anderer in Frankreich. Bei seinem Tode waren die Trauer und die Verehrung seines Genius allgemein. Seine Leiche wurde im Pantheon neben Descartes, Voltaire und Rousseau beigesetzt. Die liberale Nachwelt sieht wohl etwas zu schmeichelhaft in ihm den Träger des konstitutionellen Prinzips. Man glaubt, daß er vom Übermaß geistiger Erregungen und Anstrengungen im Bunde mit ununterbrochenen Ausschweifungen mit 42 Jahren überwältigt worden sei — den Dolchstoß gab ihm aber die Syphilis[1]).

---

[1]) Nicorladot, „Les cours et les salons du XVIII siècle", und Dr. Iwan Bloch, „Die Prostitution", 2. Band, 1. Hälfte, S. 628.

Sebastien Roch Nicolas Chamfort, gestorben 1794.

Französischer Schriftsteller, ein Liebling Nietzsches. Errang durch seine größte dichterische Leistung, die Tragödie der Bruderliebe „Mustapha et Zéangir" die Gunst der Königin Marie Antoinette und den Beifall des Hofes, erhielt eine Staatspension und wurde Mitglied der Akademie. Er blieb unbefriedigt und sein Menschenhaß wuchs zur höchsten Bitternis. Das Wort: „Guerre au châteaux, paix aux chaumières" stammt von ihm. Er folgte den Strömungen der Revolution, gab Sièyes den Titel für seine berühmte Fehdeschrift und verfaßte für Mirabeau die Rede gegen die Akademie. Während der Schreckensherrschaft wurde er ins Gefängnis geworfen, wurde aber, nachdem er seine Freunde, die Girondisten, verleugnet hatte, freigelassen. Einer neuen Haft griff er durch einen Selbstmordversuch vor, an dessen Folgen er starb. Seine „Pensées, maximes, anecdotes, dialogues" sind eine Fundgrube grausamer, unbestechlicher Menschenkenntnis.

Unter den Opfern der Syphilis nennt ihn Nicolardot[1]).

---

[1]) Dr. Iwan Bloch und Dr. Georg Löwenstein, „Die Prostitution, 2. Band, 1. Hälfte, S. 628.

Jean François de La Harpe, gestorben 1803.

Französischer Kritiker und Dichter, Schüler und Freund Voltaires. Schrieb eine Reihe von Tragödien in den Formen Racines. Durch seine „Éloges" trug er zahlreiche Preise davon. Als Leiter des „Mercure" leistete er eine große journalistische Tätigkeit und hielt als Kritiker des Klassizismus vielbesuchte Vorträge, durch die die französische Literaturgeschichte begründet wurde.

Er ließ sich vom Strome der Revolution fortreißen, bis das Jahr 1794 für ihn ein Wendepunkt wurde, indem er sich wieder zum Katholizismus und zur Monarchie bekehrte. Von da an bekämpfte er heftig die „Tyrannen wider Vernunft, Moral, Wissenschaften und Künste". In „La prophetie de Cazotte" läßt er der ganzen philosophischen Gesellschaft die Erfüllung ihres Wunsches einer Revolution und ihre Vernichtung durch sie voraussagen.

Seine Syphilis erwähnt Nicolardot[1]).

---

[1]) S. Dr. Iwan Bloch und Dr. Georg Löwenstein, „Die Prostitution, 2. Band, 1. Hälfte, S. 628.

„Und hier beginnt die eigentliche Tragödie Napoleons — hier sinkt sein Niedergang in Stufen des Leidens, die tiefe Teilnahme verdienen. Ähnlich wie Ulrich von Hutten und der heilige Ludwig van Beethoven ist Napoleon in qualvoller Auflösung an Syphilis gestorben[1])." Die Legende ist, daß Napoleon an einem Krebsleiden (Magenkrebs), „dem Erbübel der Bonaparte", gestorben sei, das er von seinem Vater Carlo Buonaparte geerbt haben soll. Wahrscheinlich ist Napoleon aber nicht der Sohn Carlos, sondern des Generals Marbeuf, Gouverneurs auf Korsika, außerdem mit Einschlag afrikanischen Blutes und schwerer Epilepsie[2]).

Napoleon hatte einen älteren Bruder und sechs jüngere Geschwister. „Welch launenhaftes Spiel der Natur in diesen Menschen! Welches Material für einen Psychologen! Aber auch für den Historiker[3])." In der Tat, ein höchst sonderbares Leben,

---

[1]) Carl Leyst, „Die historische Wirklichkeit von 1796 bis 1815; Enthüllung der Napoleon-Märchen," Sphynx Verlag, Berlin, S. 192.

[2]) Leyst, S. 167—191. — Über den Selbstmordversuch Napoleons am 11. April 1814 siehe den Bericht Constants in dem Buch „Selbstmörder" von Emil Szittya; wahrscheinlich war das Gift zu alt.

[3]) Fritz Ernst, „Napoleons Schwestern" in „Wissen und Leben, Neue Schweizer Rundschau", 1925, S. 395.

das seiner drei Schwestern[1]). Ein anderer Menschenschlag als er, ohne Empfindung für seine Art und Größe, ohne Treue, ohne Dankbarkeit. Mit Recht sagt Stendhal in seiner „Vie de Napoléon", es wäre für Napoleon besser gewesen, wenn er keine Familie besessen hätte.

Damals galt die Syphilis noch als „schandbare Krankheit". Man tat alles, sie, die in die Gloire-Legende nicht paßt, zu vertuschen. Aber der Beweis läßt sich dennoch führen.

Der irische Arzt O'Meara, der Napoleon auf St. Helena lange Zeit behandelt hatte, erstattet Juli 1818 seinen Behörden den folgenden Bericht:

„In den letzten Tagen des Monats Mai und den letzten des Juni schlug ich Quecksilber als Medikament vor... Endlich am 11. Juni gelangten wir dahin, seinen Widerwillen gegen Quecksilberpräparate zu beseitigen. Er nahm einige Quecksilberpräparate und fuhr damit fort bis zum 16.; nach sechs Tagen verabfolgte ich statt Merkur Calomel; allein es stellten sich Herzbeklemmungen, Erbrechen und Kolik ein; ich setzte also bis zum 19. das Mittel aus. Bei erneuter Anwendung traten

---

[1]) Joseph Turquan, „Les sœurs de Napoleon". Editions Jules Tallandier, Paris 1924, 3. Auflage; die beigegebene Abhandlung „L'empreinte corse chez Napoleon" gibt zugleich eine Charakteristik Napoleons.

dieselben Erscheinungen auf; ich kehrte also zu der Behandlung mit Merkur zurück, hörte aber damit am 27. auf[1]) ..."

Auch der nächste Arzt, der Napoleon einige Wochen behandelt hat, Dr. Stockoe, berichtet im Januar 1819: „Ich habe daher die Behandlung mit Merkur angeordnet[2])." Napoleon kannte diese Art der Mittel; er fragte Dr. Lynne: „Verordnen Sie ebensoviel Quecksilber wie unsere Ärzte auf St. Helena[3])?"

Als letzter Arzt hat ihn Antommarchi vom 23. September 1820 bis zu seinem Todestag, den 5. Mai 1821, behandelt, wieder mit Quecksilber.

Aus den Erscheinungen: Speichelfluß, gelbe, dann fahle Hautfarbe, geschwollene Füße, Skorbut, weiße Zunge, Brechen, tödliche Schwäche, zuletzt tagelange Bewußtlosigkeit ergibt sich Syphilis im tertiären Stadium.

Auch Zeichen aus früheren Zeiten sind vorhanden. Er selbst erzählte: „Als ich das letztemal in Wien war, hatte ich einen kleinen Abszeß im Nacken ... Dr. Frank erklärte, es handle sich um einen flechtenartigen Ausschlag, der ziemlich ge-

---

[1]) Antommarchi, „Napoleon kurz vor seinem Tode", S. 14/15.
[2]) Antommarchi, „Napoleon kurz vor seinem Tode", S. 21/24.
[3]) Fremeaux, „Napoleons letzte Tage", S. 115.

fährlich sei ... es wäre eine längere Behandlung nötig, verbunden mit vielem Medizinieren ..."[1])

Auch Segur erzählt von dieser „geheimen Krankheit" in Wien[2]).

Napoleon selbst unterrichtete Antommarchi über seine Zeit in Toulon, wo er allem Anschein nach die Krankheit erworben hat: „Der Ausschlag auf der Haut, die feuchten Absonderungen zogen sich durch die Wunden in das Innere. Das Gift der Ansteckung entwickelte sich mehr und mehr während der Feldzüge in Italien und Ägypten."

Die Quecksilberüberfütterung entsprach ganz der Syphilistherapie jener Zeit[3]).

Was wäre ohne Napoleons Syphilis aus der Welt geworden? Diese Syphilis hat, leider erst nach einer großen Verheerung, die Welt vor dem Untergang gerettet, den ihr die Hyperenergie des Aktionepileptikers Napoleon unfehlbar bereitet hätte. Napoleon war, ebenso wie „Nero, Caligula, Iwan der Schreckliche, Christian II. von Schweden nichts anderes als Aktionepileptiker in fürstlicher Machtstellung; sie wären bürgerlich geboren Verbrecher der dunklen Seitengasse geworden"[4]).

---

[1]) Antommarchi, S. 138/139.
[2]) Memoiren, S. 468.
[3]) Leyst, S. 202—205.
[4]) Leyst, S. 206ff.

So erklärt sich die Fülle seiner Grausamkeiten und Verbrechen, so sein Welteroberungwahn, seine maßlose Eitelkeit, seine Kriegssucht, seine Geschichtfälschung, seine Blindheit. Die Syphilis hat diese Hyperenergie, die nichts anderes als eine Geisteskrankheit ist, gelähmt.

Die Zerstörung von Legenden ist unbeliebt. Die Masse braucht den kranken, glänzenden Helden, nicht den guten, stillen; Götzendienst in anderer Form. Das Märchen von dem „mörderischen Klima" St. Helenas und der Grausamkeit des „Kerkermeisters" Sir Hudson Lowe ist heute widerlegt[1]), aber deswegen noch nicht abgetan — Leichdorn und Legenden wachsen gegen das Messer. Die bildende Kraft scheint in dem Schauspielertum solcher Gloriengeister zu stecken, und so kam es, daß die englische Regierung, ehrlich, aber irrend, die Krankheit Napoleons für Verstellung hielt, — eine tragische Antwort auf sein krankhaftes Lügenspiel.

Ohne Erfolg muß der Versuch Berthold Vallentins[2]) bleiben, das „Herz Napoleons" in Schutz zu nehmen, weil er ganz unbiologisch ist. Madame de Rémusat, die Napoleon aus der Nähe gesehen

---

[1]) Paul Arez, „Napoleons Gefangenschaft und Tod".

[2]) „Neue Züricher Zeitung" vom 16. August 1925, Nr. 1275.

hat, behält recht: „Ich müßte vom Herzen Napoleons reden, aber wenn es denkbar wäre, daß einem Wesen, sonst in jeder Beziehung uns verwandt, nur gerade dieser Teil unseres Organismus fehlte, das Organ, das uns die Empfindungen der Liebe und des Geliebtwerdens gibt, so würde ich behaupten, daß bei seiner Entstehung sein Herz sehr gut vergessen sein könnte, oder besser vielleicht, daß er dazu kam, es vollständig zu unterdrücken. Er hat dauernd zu viel Geräusch um sich gemacht, als daß ihn irgendein zärtliches Gefühl hätte fesseln können. Die Bande des Blutes und die Rechte der Natur sind ihm so gut wie fremd."

Dieser herzlose, übergeräuschvolle Napoléon — das ist der Epileptiker, wie er im Buche steht. Diese Ehrenretter aber pumpen die Legende immer wieder auf.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, gestorben 1822.

Er gilt als genialer Trinker, als ein großer Name des liebenswürdigen Suffs, ein Künstler, der das Leben zu genießen verstand. Aber die Wahrheit sieht ganz anders aus. Auch die Sachverständigen kennen sie nicht. So sagt Dr. Weichbrodt[1]): „... der, wie er selbst behauptet, um sich zu montieren, getrunken hat, der zuletzt definitiv sein Hauptquartier im Weinhause, das dieser Sehenswürdigkeit wegen von Fremden aufgesucht wurde, aufgeschlagen hat, zieht sich schließlich durch den Trunk eine Lähmung der Arme und auch Beine zu, er stirbt mit 46 Jahren." Es muß endlich eingesehen werden, daß die Trunksucht eine Krankheit, eine Gehirnkrankheit ist, die aus Gehirnzerstörung wächst. Die meisten Trunkenbolde wollen ein schweres Leiden vergessen, das ihren Geist erwürgt; man denke an den klarsten Fall, an Grabbe. Es hat daher wenig Sinn, nach dem Einfluß des Alkoholmißbrauchs auf das künstlerische Schaffen zu fragen.

Welch sonderbaren Kult die bürgerlichen Zeitungen mit diesen „trunkfesten Herren", in Wahrheit geisteskranken Säufern, treiben! Da wird

---

[1]) Im „Berliner Tageblatt", 1921, Nr. 380.

Hoffmann geschildert als „kleines Männchen in langschößigem braunen Rock und geblümter Weste, den breiten Hemdkragen weit auseinandergeschlagen, das dicke, schwarze Haar wirr zerwühlt, zwei glühende Augen starren unter der auffallend breiten Stirn des mächtigen, eckigen Kopfes hervor, Gespenster-Hoffmann läßt seiner Phantasie freien Spielraum, und die Gäste, die wie gebannt an den zuckenden Muskeln seines Gesichtes hängen, hören merkwürdig erregende Dinge, als ihm in der Neujahrsnacht in der finsteren Straße mit schlürfenden Schritten ein Mann entgegenkam, der seinen Kopf unter dem Arm trug. Jeder weiß, daß es die Ausgeburt einer krausen Phantasie ist, was der kleine Kammergerichtsrat da erzählt; aber keiner verzieht eine Miene zum Lachen. Aus den großen, grauen Augen in dem wunderlichen Kopf spricht ein tödlicher Ernst, ein steinernes Entsetzen, der Mund verzerrt sich zur Grimasse, die spitzen Finger krallen sich in die Luft und allen ist es, als säße ihnen die gespenstische Faust im Genick ..."[1]) Kinderpossen! Nichts von Phantasie, hier waren nur Halluzinationen einer paralytischen Menschenruine zu hören.

Merkwürdig, immer wieder wird versucht, die

---

[1]) „Berliner Tageblatt", 1926, Nr. 20, vom 24. Januar.

Schuld an allem Übel den Müttern der Genialen aufzuladen. Welche Verkennung! Es sind fast immer die Mütter, die den Geist, die Kunst, auf ihre Söhne vererben. Das können sie doch nur, wenn sie ungewöhnliche Menschenkinder sind. Fast immer erhalten sie dann das schmückende Beiwort: Hysterie. Ohne Zwiespalt, ohne Überwindung von Gegensätzen, ohne Kampf der Erbmassen wird kein Künstler. Der Ausgleich der Kraftströme erzeugt erst das Schöpferische.

Mit einer oberflächlichen Anschauung von der Unvereinbarkeit der Eltern versucht man sich das Doppelseelenleben Hoffmanns zu erklären: „hier der trockene Kammergerichtsrat, dort der mystische Trinker, Dichter, Musiker, Maler, Spießbürger und Geisterseher, Jurist und Humorist; hier die Pandekten, dort der Zauberstab. Ein bescheidener, fast liebenswürdiger Mensch, der aber plötzlich den Rücken wendet und die heftigste Grimasse zeigt; ein Gefühlsmensch von hoher Empfindlichkeit und ein rücksichtsloser Zyniker[1])."

Seine Werke sind zum größten Teil nur Stoff für den Seelenarzt. Es ist kein Wunderlicher, kein

[1]) „Berliner Volkszeitung", 1926, Nr. 40, vom 24. Januar

Zauberer, kein in zwei Leben irrender Doppelgänger, sondern ein armer Tabiker[1]).

Zu seinem 150. Geburtstag ließen sich seine Verehrer im März 1926 recht sonderbar vernehmen: „Wie liebe ich deinen Stil, den scheußlichen, weil er gewiß schlechtes Deutsch, ebensogewiß aber gute Musik ist. Ich lese in deinen Erzählungen und weiß genau so gut, wie du es wußtest, daß vieles darin auf niedersten Publikumsgeschmack berechneter Kitsch ist. Aber das ist deine Magie über mich, daß ich mich alsbald in dies niederste Publi-

---

[1]) S. Dr. Victor Harich, „E. T. A. Hoffmann, Das Leben eines Künstlers" und in den „Fortschritten der Medizin", Nr. 38. In seinem 18. Lebensjahr hatte Hoffmann ein Liebesverhältnis mit der Frau eines älteren Mannes. Daneben eine schwärmerische Jugendfreundschaft mit Theodor von Hippel. In seinem 24. Jahre geht die Verlobung mit einer Base durch seine Schuld zurück, als die Hochzeit näher rückt. Plötzlich folgt die Heirat mit der bildhübschen Tochter eines kleinen polnischen Beamten, um die er sich niemals viel bekümmert hat. In seinem 34. Jahre verfällt er der Liebe zu einem 12jährigen Mädchen, die ihn bis zu seinem Tode bindet. Sein Interesse gehört immer ganz blutjungen Mädchen, halben Kindern. Sein Tagebuch liest sich „wie das Ringen eines vom Satan besessenen Mönches". Er nähert sich der Geliebten nie. Ihr Reifwerden mindert seine Liebe. „Man lese einmal Hoffmanns Dichtungen daraufhin durch, und man wird sehen, daß fast alle seine Liebespaare in dem eigentlichen Stoßpunkt des Lebens voreinander zurückbeben, ja, mit allen Zeichen eines gewissen Entsetzens, — oder untergehen mit der Hoffnung, sich im anderen Leben, etwa als Schwan und Melodie, wieder zu begegnen."

Vgl. „Zeitschrift für Sexualwissenschaft", 1922, S. 321/22.

kum wandle ..."[1]) Oder: „Hoffmann bewegt sich in Fugen, Kadenzen und Trillern, manche seiner Perioden, deren Leichtigkeit oft bewundert worden ist, enden in auflösenden Akkorden — und haben dennoch keinen poetischen Nachklang ..."[2])

Wie alles Rätselhaft-Überraschende wurde er frühzeitig anerkannt, aber bald von den Besten abgelehnt, von Goethe, Jean Paul, Wilhelm Grimm. Von den Franzosen, mit Baudelaire an der Spitze, wurde er wieder entdeckt. Wer weiß, wie lange sein flirrendes Licht dauern wird?

---

[1]) Ernst Heilborn, „Frankfurter Zeitung", 62.
[2]) Erich Franzen, „Deutsche Allgemeine Zeitung, Welt", 39.

Ludwig van Beethoven, gestorben 1827.

Das edelste Opfer fiel Ludwig van Beethoven. Dieses heilig-glühendste Musiker-Herz ertaubt, dieses feinste Ohr der Menschheit unfähig, seinen eigenen Töne-Sturm zu hören. Das Märtyrtum der Heiligen, das Schmerzvollste, was die menschliche Phantasie sich ausgedacht hat, verblaßt gegen dieses Stück Schicksal. Was sind die Pfeile, die das Fleisch der Heiligen zerreißen, gegen die Qualen, die die Seele des Heros bei jedem neuen Atemzug zerstücken?

Der Mensch liebt, die Bilder seiner Großen zu versimpeln. Er kann nicht das ganze Bild erfassen und behalten, sondern nur einen Zug, den Charakter einer Lebenszeit, den er zudem noch vergrößert; er hat die unausrottbare Neigung, die Lebensläufe seiner Genien zu verkitschen. Heldenleben sind seine Sache nicht.

Das landläufig-festgewordene Bild von Beethoven ist: der Donnerer Zeus, das grimmende Löwenhaupt mit seiner Rückseite als unwirscher Menschenfeind, brummiger Sonderling. Aber sein Leben hat, wie das jedes großen Genius — ohne Ausnahme, denn Schöpfertum ist das größte Glück dieser Erde —, ganz anders begonnen. Der junge Meister war ein himmelstürmender, von Frohsinn

überfließender, in Gesundheit prangender Vollmensch, ein göttlicher Jüngling, der mit vollen Segeln ins goldene Meer der Zukunft steuerte. Nachdem er die kärgliche Jugendzeit überwunden hatte, brach, als er den Boden Wiens und damit seinen ersten festen Grund betreten hatte, seine Lebenslust in jedem Sinne feurig und zügellos zutage; er verschmähte auch die irdischen Genüsse nicht. Seine kindlich-sorgenlose Hingabe an die Freuden des Daseins fand im Capua der Geister das böseste Ende.

Sein Leiden muß früh erworben sein. Das erste Bild, das uns seine Züge wiedergibt, ist ein Schattenriß aus dem Jahre 1786. Der sechzehnjährige „Hoforganist" steht im engen Staatskleid mit Spitzen und mit schöngeflochtenem Zopf vor uns; ein ernsthafter, über sein Alter kluger Knabe, in dessen vorgebauter Stirn der kommende Genius wohnt. Die breite Nase und der volle Mund drücken sich schon aus. Die weichen Züge des undeutschen Gesichts sitzen über einem kurzen Hals.

Im Rokoko Wiens fiel der junge Beethoven durch das „Wilde" seines Aussehens auf, unzierlich, selbständig wie er war, wie der Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte. „Beethoven", so schildert ihn Czerny, „war in eine Jacke von langhaarigem, dunkelgrauen Zeug und

gleiche Beinkleider gekleidet, so daß er mich an die Abbildung des Campeschen Robinson erinnerte. Das pechschwarze Haar sträubte sich zottig, à la Titus geschnitten, um seinen Kopf."

Die Bildnisse aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, also bald nach seinem 30. Jahr, zeigen schon den Schmerzenszug des im Tiefsten leidenden Mannes. Das wirre, wild flatternde Haar, der dunkle, große Backenbart, die buschigen Augenbrauen geben dem Gesicht etwas Düsteres. *Incipit Tragoedia.* Der immer noch volle, doch festgeschlossene, starrende Mund scheint gleicher Zeit Liebe zu suchen und zu verschmähen, über den Augen liegt ein Schleier, der ebensogut Schwermut wie Verachtung sein kann, das Ganze erschüttert durch den Geist des Weltleids, der auch aus dem Heiligenstädter Testament bricht.

Das nächste Bild, das aus der Zeit der Eroica stammt (im Besitz des Hauses Brunsvik), zeigt den Mann, der überwunden hat, der die Welt, sein Leiden und sich besiegt hat. Das Heldentum, wie wir es aus Nietzsches Bildern kennen, die unerschütterliche Größe, die letzte Menschenkraft sprechen aus diesem Haupt mit dem stolzen, schwarzen Haar und langem Bart, der machtvollen, vom Geist aufgequollenen Stirn, den

kühnen, edlen Augen, dem festen Herrschermund — Seine Majestät das Genie.

Auf einem späteren Bild von W. J. Mähler sitzt Beethoven im Freien mit einer Leier. Es ist weicher, milder, aber des Genius nicht würdig.

Im Anfang des zweiten Jahrzehnts zeigen die Bilder allmählich und dann mehr und mehr jene „zyklopischen" Formen des Hauptes, die — eine Folge seiner Syphilis sind. Zuerst in der Büste Kleins von 1812. Die mächtige Kugelstirn mit hochgeformten Buckeln steht über einem Paar stark vorgebauter Augenknochen und den sehr tiefliegenden Augen. Die Nase kurz und schwer. Der hartgepreßte Mund, zu dessen Seite zwei tiefe Furchen von Bitternis überfließen, das eckige, ungleiche Kinn von Pockennarben übersät. Mehr die Maske der Meduse, als das Angesicht eines Menschen. Das Antlitz bricht in der Mitte durch. In der unteren Hälfte sitzen die ungebändigten Leidenschaften des irdischen Lebens, auf der Stirn thront der reine Geist, die Weihe der Kunst, die Seligkeit der Verklärung. Wie sein Biograph Schindler sagt, schaut aus diesem Haupt ein Jupiter heraus.

Schon mit 40 Jahren ist er körperlich gealtert. Seit 1816 fängt sein Haar zu ergrauen an. Nun beginnt er, entgeistert, gespenstisch, wie ein alter

Zauberer in seiner Höhle zu wirken. Das Bild Stielers zeigt ihn stilisiert, wirksam aufgemacht, aber nicht wirklich.

Aus dem Jahre 1823 stammt das Bild Waldmüllers, eines wirklich großen Malers. In Augen und Mund sitzen noch der Lebenshaß, die unvergeßbare Qual, über dem frühzerstörten Antlitz mit den wirren, weißen Haaren thront das Überirdische, die Erlöstheit, das Letzte.

An der Syphilis Beethovens kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Man hat lange Zeit aus falscher Scham, aus mißverstandener Verehrung gezaudert und immer nur von seinem Gehörleiden gesprochen. Etwas Sicheres über den Beginn seiner Hörstörung wissen wir nicht; aber aus seinem Ausdruck auf seinen Bildnissen ist auf eine sehr frühe Erwerbung der Krankheit zu schließen. Die Fischhoffsche Handschrift berichtet 1796 von einer Erkältung, „deren Stoff sich auf die Hörnerven geworfen habe". Wie so oft, wird auch hier die Erkältung nur die Ursache der Auslösung, die Gelegenheit gewesen sein. 1800 schreibt Beethoven an seinen Jugendfreund Wegeler: „Meine Ohren, die sausen und brausen Tag und Nacht. Um dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich dir, daß ich im Theater mich dicht anlehnen muß, um das Schauspiel zu ver-

stehen. Die hohen Töne von Singstimmen und Instrumenten höre ich nicht. Manchmal auch höre ich den Redenden, der leise spricht, kaum, die Töne wohl, aber die Worte nicht." Die Ärzte konnten ihm nicht helfen, schon deswegen nicht, weil sie die Ursache nicht erkannten. Schließlich wendet er sich vom „medizinischen asinus" ab und sucht sein Heil bei Kurpfuschern. Im Heiligenstädter Testament bittet er einen seiner früheren Ärzte, seine Krankheit nach seinem Tode zu beschreiben, „damit wenigstens so viel als möglich die Welt mit mir versöhnt werde". Schon 1814 war er genötigt, bei künstlichen Hörmitteln Hilfe zu suchen, da er so gut wie taub geworden war. Im Beethovenhaus in Bonn sind die sonderbaren Instrumente zu sehen, die er sich von Mätzl in Wien, dem Erfinder des Metronoms, machen ließ. Auch ließ er sich einen Flügel mit verstärkter Klangwirkung bauen. Es war alles vergeblich, er konnte auch nicht mehr einen Ton seiner eigenen Werke hören, „mochte er auch im Fortissimo der Verzweiflung auf den Tasten rasen und die Saiten des Instruments sprengen"[1]).

Seine letzte Kur Anfang der zwanziger Jahre be-

[1]) Dr. Leo Jacobsohn, „Ludwig van Beethovens Gehörleiden" in „Der Tag", 1919, Nr. 276 und „Deutsche Medizinische Zeitschrift", 1910, Nr. 27.

stand in Öleingießungen; aber auch der kleine Rest von Hörfähigkeit auf dem linken Ohre war nicht mehr zu retten. Schindler sagt: „Fürderhin wurde keinerlei Versuch angestellt; nach dem Beispiel manches Weisen hat der Meister sich in sein hartes Geschick gefügt, ohne je wieder Klagelaute vernehmen zu lassen."

In den letzten Lebensjahren stellte sich ein schleichendes Leberleiden (Cirrhose) ein, dem er am 26. März 1827, 57 Jahre alt, erlag. Die Leiche war nach dem Sektionsprotokoll sehr abgemagert und mit schwarzen Blutflecken übersät, der Unterleib ungemein wassersüchtig aufgetrieben und gespannt. Die Hörnerven waren zusammengeschrumpft und marklos. Die Hirnwindungen — der Sitz des Genius — erschienen noch einmal so tief und zahlreicher als gewöhnlich.

Seine Krankheit war Otosklerose, wie besonders ihr Beginn mit der Abnahme der Hörfähigkeit für die hohen Töne und das unaufhörliche Brausen beweisen. Unter den Ursachen der Otosklerose steht die Syphilis an erster Stelle. Diese Feststellung ist nicht, „gleichsam eine Entthronung des Genies, einen Heros des Geistes in seiner menschlichen Nacktheit zu zeigen", sondern für uns Menschen ist nur die Wahrheit und noch die schmerzlichste Wahrheit heilsam, sie ist die einzige richtige Nah-

rung für den Menschengeist. Beethoven verliert nichts und wir gewinnen. Am Schädel Beethovens war eine Knochenauftreibung zu sehen, wie sie mit Vorliebe auf dem Boden der Syphilis entsteht; sie ist es, die den späteren Bildnissen ihre Prägung gibt. Auch das Leberleiden beweist die Syphilis. 1911 trat der Beethoven-Biograph Theodor von Frimmel[1]) mit der Mitteilung hervor, daß Beethoven eine Syphilis durchgemacht habe, was ihm der Biograph und Zeitgenosse Beethovens A. W. Thayer anvertraut habe. Nach Dr. Jacobsohn befindet sich „im Privatbesitze eines Berliner Gelehrten" eine der Öffentlichkeit nicht bekannte Aufzeichnung von Beethovens eigener Hand über eine Kur, die keinen Zweifel an der spezifischen Natur des Leidens läßt. Trotzdem spricht Dr. Jacobsohn nur „von einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit", statt von Gewißheit, was wohl nur ein Ausfluß seiner falschen Pietät ist.

Auch Beethoven scheint noch weit mehr das Opfer der Behandlung als der Krankheit geworden zu sein: „Erst in jüngster Zeit beginnt die Kritik, die Ärzte an das Tageslicht zu ziehen, die den armen, großen Meister mit übertriebenen Quecksilberkuren zugrunde gerichtet haben (Volatilen-

[1]) „Wiener Abendpost", 12. Dezember 1911.

salbe).“[1]) Beethoven schrieb am 19. Juni an die Gräfin Erdödy: „... von dieser Zeit an erhielt ich wieder eine Art Pulver, wovon ich wieder sechs des Tages nehmen mußte und mich dreimal mit einer volatilen Salbe einreiben mußte ...“

Dadurch — weder durch die Krankheit, noch durch ihre Enthüllung — hören die Großtaten des menschlichen Geistes auf, es zu sein. „Den ewigen Zug der Menschen nach den ewigen Zielen: Beethoven führt ihn an als der echten Könige einer im Chor der tausend leidenschaftlich Geistesgleichen. Die Menschheit führt er voran auf der Bahn im Schritt des entschlossenen Mannes und Kämpfers hinauf über klingende Stufen. Mit dämonischem Willensschwung reißt er die Menschengeschöpfe hinein in den Rhythmus des großen Geschehens. Ohne diesen Rhythmus wäre Chaos und Wahnsinn: Stimme und Gestalt ist er des Gottes und Geistes. Voranschreitend als der singende Held[2]).“

War dieser Mensch nicht wahrlich ans Kreuz geschlagen?

---

[1]) Carl Leyst, „Die historische Wirklichkeit von 1796 bis 1815“, S. 194.

[2]) Hermann Kesser, „Beethoven, der Held“, in „Vom Chaos zur Gestaltung“, S. 173; eine wundervolle Schilderung der göttlichen Seele Beethovens, aber ohne Kenntnis der Krankheit.

Eine sehr gründliche Darstellung der Krankheit gibt Schweisheimer, Beethovens Leiden, 1922; er verneint die Syphilis und kommt zu dem Schluß: „Mangelnde Fürsorge, das kann man hier wohl ohne Übertreibung sagen, hat ihn so früh ins Grab gebracht[1])."

Keiner hat das Sursum corda, die Erhebung des Herzens, mit größerer Wucht geleistet — durch Leiden Freude!

---

[1]) Die neueste Literatur bespricht Max Marschalk in der literarischen Umschau der „Vossischen Zeitung" vom 6. Dezember 1925, Nr. 49.

William Hyde Wollaston, gestorben 1828.

Englischer Chemiker, Physiker und Arzt, Sekretär der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, erwarb sich durch seine für Künste und Gewerbe wichtigen Erfindungen, besonders durch die Entdeckung, Platin hämmerbar zu machen, große Verdienste. Er machte auch die Entdeckung zweier neuen Metalle im Platinerz, des Palladiums und des Rhodiums. Er gab eine Vervollkommnung des Mikroskops, erfand das nach ihm benannte Wollastonsche Element, konstruierte das Reflexions-Goniometer und machte sich um die Verbesserung der Hookeschen Camera lucida verdient.

„Es kommt vor, daß, trotz fürchterlicher Augenmigräne hochbegabte Menschen bedeutende Arbeiten vollenden können. Das sehen wir zum Beispiel bei Wollaston und auch bei Nietzsche. Bei beiden war sie ein Omen der herannahenden geistigen Krankheit, der progressiven Paralyse, bei der ebenso wie manchmal bei Tabes die Augenmigräne eines der allerersten Anzeichen der Krankheit bilden kann[1])."

---

[1]) Dr. med. A. Lorand, „Die menschliche Intelligenz und ihre Steigerung", S. 132/33.

August von Goethe, gestorben 1830.

Aus der Verbindung mit Christiane Vulpius (geboren 1764, gestorben 1816), welche Goethe 1788 schloß und 1806 zur bürgerlichen Ehe machte, ist er als ältestes Kind 1789 geboren. Das zweite Kind war ein totgeborener Knabe, das dritte ein Mädchen, das nur 9 Tage am Leben blieb, das vierte ein Knabe, der nach 18 Tagen starb, und das fünfte ein Mädchen, das gleich nach der Geburt starb. Also eine sehr schlechte Lebenskraft. Auch von Goethes Geschwistern sind 4 im frühesten Alter und seine Schwester Cornelia nach langem Elend mit 26 Jahren gestorben. An beide Väter dieses Stammes, sowohl an den Rat Goethe wie an Goethe selbst, hat sich der Verdacht der Syphilis geknüpft. Nun war der alte Goethe, der sein Leben ohne Beruf verbrachte, wohl ein sonderbarer, schrulliger Mann und hat unter seinen Vorfahren manchen dunklen Punkt; aber ein Beweis läßt sich heute nicht führen; und der beste Gegenbeweis ist die einzigartige Herrlichkeit seines Sohnes. Und Goethe selbst? Sein Leipziger Blutsturz im Juli 1786 in seinem 19. Jahre ist noch heute eine rätselhafte Geschichte und wird es wohl immer bleiben. Goethe hat diesen Blutsturz im 8. Buche von Dichtung und Wahrheit beschrieben;

er schwankte mehrere Tage zwischen Tod und Leben, es hatte sich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet. „Da bei mir sich die Natur geholfen, so schien ich auch nun mir ein anderer Mensch geworden zu sein; denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt; ich war froh, mein Inneres frei zu fühlen, wenn mich auch äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte." P. J. Moebius[1]) findet es mit Recht an diesem „unbegreiflichen Blutsturz" sonderbar, daß die Lungentuberkulose, die so häufig mit einem Blutsturz beginnt, sich nicht weiter entwickelt hat. Goethe brauchte anderthalb Jahre zur Wiederherstellung.

Professor Wilhelm Alexander Freund[2]), dem sich Erich Schmidt[3]) angeschlossen hat, hält die Krankheit für Syphilis. Es ist aber nicht die Spur eines Beweises erbracht. Von allem anderen abgesehen, der Mann, der mit 82 Jahren große Teile des Faust II. Teiles geschrieben hat und dessen wundervollen Körper auf dem Totenbette Eckermann begeistert rühmt, kann nicht mit Syphilisgift verseucht gewesen sein.

---

[1]) Goethe, Bd. I, S. 170.

[2]) „Don Sassafras" und „Über das Pathologische bei Goethe".

[3]) Goethe-Jahrbuch, Bd. I, S. 377, und Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Bd. 25, S. 234.

Professor B. Fränkel[1]) nimmt Tuberkulose an, Moebius hält die Krankheit für nicht mehr erklärbar. Ich sehe in ihr eine Neurose[2]). Goethe hatte in Leipzig wild gelebt, sich mit Arbeit und Vergnügen über die Kraft angestrengt, in einer ungeheuren Erregung gelebt, sich kurz vor dem Blutsturz sehr elend gefühlt, den Kampf zwischen der Liebe zu Kätchen Schönkopf und zu seiner Schwester in sich durchgemacht, war „launisch und unerträglich", litt an schweren Verdauungstörungen, fiel öfter in Fieber und — erkrankte zwei Tage nach der Todesnachricht seines Sohnes wieder an einem heftigen Blutsturz. Goethe war auch körperlich vollkommen, nach Meinung seiner Ärzte Hufeland und Vogel, das Sinnbild der Produktivität, wenn auch, wie jeder geistige Mensch, nicht frei von Krankheiten, was er bei einem Lungenleiden, das so schwer beginnt, nicht hätte sein können. Fränkel sagt denn auch selbst: „Es ist schwer zu sagen, was ihn solange widerwillig in Frankfurt und an das Krankenzimmer gebunden hat. Es spielt hier jedenfalls seine Nervosität eine Rolle; aber es ist gleichzeitig auch ein Beweis für die Langsamkeit der Rekonvaleszenz."

---

[1]) „Des jungen Goethe schwere Krankheit".
[2]) Springer, „Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben".

Sein Sohn ist mit 41 Jahren in Rom unter eigenartigen Umständen gestorben, „entweder apoplektisch oder durch Selbstmord“ (Fränkel). Sein Leben ist trotz guter Anlagen und der günstigsten Umstände nichts geworden. Er war Alkoholiker, wie alle, die in einer schweren Krankheit stecken. Er hat einer progressiven Paralyse, die sich bei ihm zu entwickeln im Begriff war, vorgegriffen.

Über seine geistigen Anlagen wie über sein Ende gehen viele falsche Ansichten um. Schon als Kind zeigte er eine lebhafte, geistige Entwicklung und besonders naturwissenschaftliches Interesse. Als er mit 19 Jahren zur Universität ging, war er vielseitig vorgebildet, ein fröhlicher, von Gesundheit strotzender Jüngling, harmlos, lebenslustig und überall beliebt. Bei seiner Heirat mit Ottilie von Pogwisch war er ein strahlend schöner Jüngling. Der Vater war mit seinen Arbeiten und Leistungen zufrieden; nach dem Tode der Mutter sagte er von ihm: „Mein Sohn, Helfer, Ratgeber, ja einziger haltbarer Punkt in dieser Verwirrung.“ Er war genial und gutmütig, freilich auch hitzig, genußliebend und von starker Sinnlichkeit[1]). Seine Reise nach Italien war ein sonderbares Unternehmen, der Vater erhoffte nichts Gutes.

---

1) S. Goethe-Handbuch, Bd. II, S. 17.

Eckermann, sein Reisegefährte, trennte sich bald von ihm; seine Briefe zeigen eine krankhafte Übersteigerung. „Unter dem Zusammenwirken solcher feindlichen Mächte verfiel er an Leib und Seele ... er sah und fühlte dieses Sinken und hatte Sehnsucht nach einem Ereignis, das ihn aus seiner bisherigen Lebensbahn herausreißen würde ... der zerrüttete Körper zerbrach[1])." Der Vater schien Bescheid zu wissen, daß es sich um eine Gehirnkrankheit handelte. Über seinen Tod herrscht keine Klarheit. „Es raffte ihn eine nicht zum Ausbruch gelangte Pockenkrankheit dahin," sagt zum Beispiel das Goethe-Handbuch, und „er starb unter dem Einfluß eines nahenden Scharlachfiebers", sagt Bielschowsky[2]). Der Vater glaubte nicht an irgendeinen solchen Grund, sondern war vom Selbstmord überzeugt. In zwei Briefen an Zelter schreibt er, der nie von dem Tode seines Sohnes sprach, „das Außenbleiben meines Sohnes", und ein andermal „er schlug den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen". Moebius findet es mit Recht sehr schwer, sich von August Goethe ein Bild zu machen. Klatsch und Mißgunst haben die noch dazu spärlichen Quellen getrübt. Sein

---

[1]) Bielschowsky, Goethe II, S. 510.

[2]) Weiteres siehe bei Möbius, Goethe, Bd. I, S. 255ff.

Freund Holtei schreibt: „Leider kann ich von seinen Briefen wenig oder nichts mitteilen ... aber mitten durch die lustigsten Briefe, durch die jubelndsten Gespräche zuckten fortdauernd Blitze des Unmuts, des Verzweifelns an sich selbst, des Lebensüberdrusses, die den traurigen Zustand des Unseligen beleuchteten." Auch das ist eine Fabel, daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn schlecht gewesen sei. Der Sohn hatte kein Geheimnis vor dem Vater. Was später kam, war schon die Folge seiner Krankheit. Holtei sagt, August habe ihn bei dem letzten Zusammensein „mit einem Zutrauen, mit einer oft stürmischen Freundschaft beschenkt, die mir bisweilen Angst einjagte. Der Tod tobte ihm schon in den Adern; seine Heiterkeit war wild und erzwungen, sein Ernst düster und schwer, seine Wehmut herzzerreißend". Jenny von Gustedt, die ihn „krank an Leib und Seele" nennt, berichtet: „In besonders trüben Momenten sagte er sich: Ich will nach Rom, um dort zu sterben." Als er abreiste, sei der alte Goethe von bösen Ahnungen überwältigt worden. „Nach allem ist sicher, daß August krank gewesen ist; aber die Art des krankhaften Zustandes ist schwer zu erklären ... zweifellos ist das von Holtei entworfene Bild nicht durch den Alkoholismus allein zu erklären. Die psychologische Betrachtung

mancher Literaturgeschichten stellt alles auf den Kopf... wenn Johanna Schopenhauer meint, daß Augusts Zustand seine Rückkehr weder hoffen noch wünschen ließ, wenn der alte Goethe gesagt hat: ‚Als er fortging, gab ich ihn schon verloren.' Es taucht der Gedanke auf, daß etwa August in seinen letzten Jahren an beginnender progressiver Paralyse gelitten habe; aber freilich fehlt es an Mitteln, die Vermutung zu begründen[1])."

Der Bericht der drei italienischen Ärzte sagt, daß die Leber sehr vergrößert, weingelb, sehr verhärtet war; in der Schädelhöhle wurden stärkere Veränderungen vorgefunden. Die stark verdickte und ganz mit Blut angeschopfte Hirnhaut war mit der Gehirnoberfläche verwachsen. Die Krankheit der letzten Tage sei nicht die Ursache der Veränderungen gewesen, sondern diese chronischen, seit langer Zeit bestehenden Übel seien die eigentliche Ursache des Todes gewesen. Das Gehirn ist nicht geöffnet worden. Wahrscheinlich Alkoholverwüstung und Verschlimmerung durch hinzugetretene Paralyse.

---

[1]) Möbius, Goethe, Bd. I, S. 251—253.

Christian Dietrich Grabbe, gestorben 1836.

Der Unvollendete! Während die meisten anderen Genialen durch die Syphilis in ihrem Lauf angehalten und gestürzt werden, wird Grabbe schon in seinem Abflug gehemmt. Er hat wohl von allen die Krankheit schon am frühesten, wahrscheinlich noch in seinen Knabenjahren, erworben. Es ist richtig, daß er von Haus aus verzogen, von falschem Ehrgeiz und überspannter Einbildung geleitet, für häusliches Glück nicht geschaffen, mit der Welt und sich selbst zerfallen und dem Trunk ergeben war; aber das alles erklärt das Maß seines Elends nicht.

Niemand bestreitet, daß seine Dramen überaus reich an einzelnen genialen Zügen, an neuen Gedanken, starken Wendungen sind. Was ihm fehlt, ist die künstlerische Hand, die Bildnerkraft, die Baumeisterschaft; er kann nichts, weder sich, noch sein Werk, zusammenfassen. Das Zum-Teil-Glänzende ist sein Merkzeichen, das Kühn-Gedachte, das Großartig-Gewollte, das Halb-Ausgeführte. Heine, dessen gütiges Herz auch ihn begriff, nannte ihn „in seinen Mängeln ebenso großartig wie in seinen Vorzügen“. Weniger liebevoll, aber von einer Ahnung des Krankhaften, des körperlichen Leidens ergriffen war Tiecks Urteil: „Krämpfe sind keine Kraft.“

Er war „der deutsche Shakespeare“ nicht, aber er konnte einer werden, der sich vor Shakespeare hätte sehen lassen dürfen. Seine Prahlerei, daß er sich zutraue, „den gefühl- und begeisterunglosen Sir Shakespeare unterzukriegen“, ist nicht mehr lächerlich, sondern schon deutlich geisteskrank.

Seine Leistungen sind ungleich, der Einfluß seiner Krankheit auf seine Dichtungen ist verschieden groß. Sein Werk als Ganzes ist für uns verloren. Aber von der Dichterkraft, die Sehertum ist, hatte er ein großes Stück. Er war „ein echter demokratischer Revolutionär der dramatischen Dichtung“[1]). Wie weit er sich dessen bewußt war, ist gleichgültig. Während im klassischen Drama der Held sein Schicksal selbstherrlich schmiedet und damit einem Gotte gleich das Schicksal seines Volkes entscheidet, während im Drama der mit ihm lebenden Romantiker der Held eine Spielpuppe des dunkelthronenden Schicksals oder ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung ist, stürzen Grabbes Helden nicht, weil sie irgendeine Schuld auf sich geladen haben, sondern weil sie vom Volkswillen abgeschüttelt werden. „In dieser Umwälzung der Heldenrolle liegt etwas wie eine Art früher dichterischen Vorahnung der materiali-

[1]) Otto König in „Wiener Arbeiterzeitung“, 16. Juni 1923, Nr. 164, zur Aufführung von „Napoleon“.

stischen Geschichtauffassung, in dieser dramaturgischen Revolution liegt Grabbes literarhistorische Bedeutung begründet.“ Es ist der Schöpfer der ersten, großen, wesentlichen, in Handlung und Ausgang wirksamen Volkszenen.

Wie klar hat Grabbe das Schwindelheldentum Napoleons erkannt. In seinem Briefe an seinen Freund Kettembeil vom 14. Juli 1830 ist ihm Napoleon gar kein Held, sondern „ein Kerl, den sein Egoismus dahin trieb, seine Zeit zu benutzen“, sagt er, Napoleon sei kleiner als die Revolution, nur ein Fähnlein an ihrem Maste; nicht Napoleon, sondern die Revolution lebe fort in Europa; nicht er, aber seine Geschichte sei groß. Hätte er auch noch gesehen, daß Napoleon nicht nur von seinem Egoismus getrieben war, seine Zeit zu benützen, sondern von seiner epileptischen Hyperenergie, seine Zeit zu mißbrauchen, dann hätte das bis heute noch ungeschriebene Drama von Napoleon als Verderber der Revolution und damit mindestens eines europäischen Jahrhunderts entstehen können, statt ihn im Drama als „l'empereur hochzuhalten“, weil die Natur ihn „groß machte und groß stellte“, gleich der Riesenschlange, wenn sie den Tiger packt; er hätte dann, von aller snobischen Bewunderung frei, in der Riesenschlange richtig das giftige Tier gesehen.

Auch im Dramenstil ist Grabbe, gleich dem in Gesundheit prangenden Georg Büchner, ein Vorläufer, weil seine Behandlung der Stoffe „zur Zeit der Romantik die wichtigsten vom späteren Realismus und noch später vom Naturalismus bewußt ausgesprochenen Probleme und Stilgrundsätze vorwegnimmt".

Darin liegt seine Größe, weniger in der überschwänglichen Bilderpracht, der Fülle von leuchtenden Gedanken und Geistesblitzen und der Wahl der allerhöchsten Stoffe. Und nicht der Mangel an Gestaltungkraft und Formbeherrschung, von dem ja ein deutscher Künstler selten frei ist, nicht das Ungeordnete und Zügellose seines Geistes sind die Gründe für seinen künstlerischen Tod, sondern das Krankhafte, seine unbezweifelbare Verrücktheit, die sich auch in seinem menschlichen Leben in Lückenhaftigkeit, Größenwahn, Unverträglichkeit, Unzuverlässigkeit, Verbrecherähnlichkeit deutlich zeigte. Als er im 35. Lebensjahre elend und ganz verkommen starb, wußte alle Welt nur Schlechtes über ihn zu sagen. In seinem Amt als Aushilfmilitärauditor fahrlässig und unleidlich, ist er der Typus des eitlen Literaten geworden. Er bildet sich ein, alles zu können, auch ein großer Schlachtenlenker zu sein, und gibt in seinen Dramen, ohne Rücksicht auf Maß und Gang der

Handlung, so breite und schlechte Proben, daß Hebbel sagt, sie könnten von einem Unteroffizier geschrieben sein.

Er war — selbstverständlich — ein wilder Feind Goethes; besonders beim Erscheinen des Schiller-Goetheschen Briefwechsels, des zweiten Faust und des Briefwechsels mit einem Kinde machte sich sein Haß ungezügelt Luft[1]).

Auch bei ihm macht man sich die Erklärung zu leicht. Daß er als Sohn eines Zuchthausverwalters und Pfandleihers seine Knabenjahre in stetem Anschauen von Verbrechen, Zwang und Elend hingebracht hatte, hat ihm so wenig geschadet, wie anderen Söhnen solcher Männer. Man könnte ebensogut sagen, daß der Anblick des Zuchthauses reinigend auf ihn hätte wirken müssen. Solche Äußerlichkeiten erklären nichts.

Auch seine Trunksucht ist nicht die ganze Wahrheit; sie ist, wie bei vielen Syphilitikern, nur eine Folge der Krankheit. Dies hat jener sein Landsmann, der sagte: Grabbe ist nicht gestorben, weil er trank, sondern er trank, weil er sterben wollte, richtig gesehen. Wer unheilbar, oder für seine Ärzte unheilbar ist, sucht, häufig unbewußt, den schnelleren Tod in einem anderen Gift.

---

[1]) Holzmann, „Aus dem Lager der Goethe-Gegner", S. 41 ff.

Selbst Fachleute wissen von Grabbes Syphilis nichts. Dr. Weichbrodt[1]) sagt: „Ein haltloser Psychopath; wir sehen ihn schon als Gymnasiasten das Wirtshausleben mit Eifer pflegen. Durch den Trunk wirtschaftete er sich auch körperlich (Lähmung beider Beine) so herunter, daß er mit 35 Jahren starb." Die richtige, einfache Erklärung ist: seine frühe Lues.

Einen klaren Blick für den Irren in Grabbe zeigte von Anfang an Wilhelm Scherer: „Gleich folgte auf Immermann Grabbe und begann einen Zyklus Hohenstaufentragödien, in dem er 1829 einen Friedrich Barbarossa, 1830 einen Heinrich VI. lieferte, worin, wie in allen seinen Stücken, die lächerlichste Renommage herrscht und jeder theatermäßige Zusammenhang fehlt[2])." „Der törichte Grabbe glaubte etwas Großes zu tun, wenn er Faust und Don Juan in demselben Drama auftreten und um ein Mädchen kämpfen ließ[3])." „Für Christian Grabbe muß mir wohl das Organ fehlen, da ich ihn bloß lächerlich finde und den Ernst, mit dem ihn Literarhistoriker und Heraus-

---

[1]) „Die Psyche des Dichters" in „Berliner Tageblatt", Nr. 380, 1921.

[2]) Ebenda, S. 704.

[3]) „Geschichte der Deutschen Literatur", S. 688.

geber behandeln, nicht begreife. Er ist mir nur als eine Art Vorbereitung auf Hebbel interessant[1])."

Das Urteil der Heutigen zeigt, daß er aufgehört hat, eine literarische Erscheinung, ein Stück des geistigen Lebens zu sein, und nur noch ein Gegenstand der Pathologie ist. Siegfried Jacobsohn[2]) sagt zur Aufführung von Don Juan und Faust: „Das ist nicht auszuhalten. Was soll uns denn das noch? Das ist mausetot... Romantische Ironie mit sechs Leichen, die weder weinen noch lachen machen. Das Drama als Schwadronage... Ein Vers von Goethe, ein Takt von Mozart und der ganze Spuk ist zerblasen." Und bei der Aufführung von Hannibal[3]): „... Eine neue, fast noch ärgere Tortur... Wilhelm Scherer, der sich jahrzehntelang seine Ablehnung dieses Dramatikers vorwerfen lassen mußte, hat recht behalten. Es geht nicht. Weil's uns nichts angeht... Moritz Heimann hat Grabbes Stil eine Vereinigung von Lakonismus und Geschwätzigkeit genannt... Nicht etwa das ist der Mangel, daß Grabbe Begriffe, Namen, Daten alle durcheinanderwirft, daß er die Ereignisse von 28 Jahren unbekümmert um historische Folge, militärischen Zusammenhang

---

[1]) Ebenda, S. 782.
[2]) „Weltbühne", 1925, S. 577.
[3]) Ebenda, S. 650.

und dramatische Komposition in 27 Szenen packt? Täte er's nur. Das Unglück ist, daß er sie mit kraftlosen Händen anfaßt und über die Bühne streut, oder nicht einmal streut, sondern einfach fallen läßt... Eine triste, graue, nackte, unanschauliche, knochenlos-gallerthafte Geschwätzigkeit... Seine Langweiligkeit ist hydraartig[1])..." Alles in allem: der Paralytiker als Dramatiker. Eine hohe Anlage zerfressen, zerbrochen.

Wie immer, weiß der Biograph[2]) nichts von der Krankheit. In dem ganzen Buche Friedrichs, dem niemand seine gute Meinung abstreiten wird, sagt (Seite 195) der Arzt nur: „Sein Rücken hat einen Knacks" und (Seite 167) „Napoleon ... ein gigantischer Poseur, der schließlich selbst an seine Phrasen glaubte. Menschenbeglückung — Frankreich — Zivilisation — lauter Humbug, Erbstück aus der Truhe der Revolution. In Wahrheit nur eins: Er, Er und abermals Er."

---

[1]) Ebenda,

[2]) Vgl. Paul Friedrich „Grabbe, Der Roman eines Lebens". Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Nikolaus Lenau, gestorben 1850.

Das Musterbeispiel einer nichts als literarischen, von allen Göttern der Psychologie verlassenen Darstellung ist das „Lebensbild", das Karl August von Bloedau zeichnet[1]): „Lenaus Leben ist die Tragödie der Erziehung, nicht nur der Erziehung in der Kindheit, sondern auch jener höheren, die Welt und Ich dem Individuum geben ... Verstand und Wille durchdringen sich bei Lenau nicht zu gegenseitiger Stärkung und Leitung. Vielmehr sind bei ihm Gefühl und Phantasie die herrschenden geistigen Eigenschaften, die seine Entschlüsse bestimmen." Als ob es einen Dichter geben könnte, bei dem Gefühl und Phantasie nicht die herrschenden geistigen Eigenschaften wären. So geht das durch fast 100 Seiten fort: „Darauf angewiesen, sich mit der ihm im Grunde wesensfremden Welt abzufinden, suchte er mit phantastischen und kühnen Plänen ihrer Herr zu werden und trieb von einem Mißerfolg zum anderen. Daher sein gewiß nicht falsches Gefühl, daß er aus den anderen Menschen herausgehoben sei und seine Anschauung, daß das Unglück ihn verfolge. Daher die Melancholie und der Pessimismus. Sein Unglück lag in seinem eigenen Wesen begründet.

---

[1]) Lenaus Werke, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Justinus Kerner, ein herzlich wohlgesinnter, kluger Freund und Arzt, hat einmal versucht, Lenaus anomale geistige Entwicklung — denn nur darum handelt es sich — umgestaltend in andere Bahnen zu lenken. Es ist ihm nicht gelungen, weil Lenau von seinem Dämon damals nach Amerika getrieben wurde ..." Nur um eine anomale geistige Entwicklung handelt es sich? Was soll das heißen? „Wenn aber überhaupt eine solche ‚Heilung' gelingen konnte, so war es in dem natürlich denkenden und empfindenden schwäbischen Freundeskreise. Einer Ehe war Lenau damals nicht allzu fern, und sie hätte ihn in dieser Umgebung und an der Seite eines ähnlich wie jene Freunde denkenden Weibes vielleicht beruhigen können. Nur das Leben selbst hätte zu heilen vermocht, was es verursacht. Ob damit freilich auch der Dichter erhalten geblieben wäre, wer kann es wissen?" Welche oberlehrerhafte Ahnunglosigkeit! Wir werden bald sehen, was es mit „Heilung" und „Ehe" auf sich hat und was „das Leben verursacht hat". Auch Lenaus „rechter Weltschmerz", wie jeder andere, ist die bittere Frucht eines körperlichen Leidens; sein „Dämon" ist das Gift der Lustseuche. Die Erschöpfung, die bei Lenau deutlich dem Rausch jedes Aufschwungs folgt, hätte den richtigen Weg weisen können.

„Nur eine Frau hat es verstanden, Lenau im Zaume zu halten, Sophie Löwenthal. Es ist bei ihr der Egoismus, keine Trübung in ihre seltsame, aber ihr völlig klare Stellung zwischen ihrem Geliebten und ihrem Gatten kommen zu lassen, der sie sich selbst und dem Dichter Fesseln auferlegen läßt. Für Lenau freilich ist auch das nicht zum Heil. Was Sophies Gegenwart verhindert, kommt nachher doch zum Ausbruch, und seine Briefe und Tagebuchblätter zeugen von Raserei oder Verzweiflung in der Sehnsucht nach der unerreichbaren Geliebten." — — Zaum und Fesseln waren von ganz anderer Art, als der sonderbare „Egoismus" einer leidenschaftlichen, liebenden Frau; Raserei und Verzweiflung galten seiner Krankheit, unter deren Folge, Entbehrung, die „unerreichbare Geliebte" nicht weniger gelitten hat.

Auf diese „Zustände des Rausches und der Verzweiflung" soll auch seine spätere Umnachtung zurückzuführen sein, — in Wirklichkeit war sie eine richtige Paralyse. Davon ahnt von Bloedau aber nicht das Mindeste. „Man hat nun — und unsere Zeit neigt im allgemeinen ungewöhnlichen Erscheinungen gegenüber dazu — auch Lenaus Leben wesentlich pathologisch genommen, man hat ihn als den für die Sünden seiner Väter Büßenden hingestellt. Man hat nach Vorgängen, die in

das Gebiet der Physiologie oder der Pathologie gehören, geforscht, die einen Angriffspunkt, einen stets schwachen Teil seines Ichs hervorbringen könnten, um seine Geisteskrankheit zu erklären, ohne auf Lenaus Reizbarkeit zurückgreifen zu müssen. Indes hat man nichts finden können und der scharfsichtige Castle, dem das gesamte Material zur Verfügung gestanden hat, hat sich sogar unter Mitwirkung einer medizinischen Autorität ausdrücklich gegen solche Erklärungsversuche von Lenaus Ende gewandt. So bleibt der übrigens durchaus gangbare und nicht selten beschrittene Weg, Lenaus Schicksale auch ohne solche Annahme zu erklären, lediglich aus seiner Zeit, seiner Umgebung und seiner Persönlichkeit heraus." Dieses, der Zeit nach, nicht alte Lebensbild ist völlig überholt.

Schon aus dieser Darstellung selbst ergeben sich die Zweifel an ihrer Richtigkeit. Der gutbegabte und wissensreiche Jüngling schwankt die 12 Jahre, vom 18. bis zum 30., in denen die Ausbildung sich vollzieht, zwischen allen Fächern hin und her. Nach anderthalb Jahrgängen philosophischen Vorstudiums geht er zum ungarischen Recht über, kehrt nach einem Jahr zur Philosophie zurück, wandte sich bald landwirtschaftlichen Studien zu, kehrt nach einem Jahr zur Philosophie zurück,

studierte dann österreichisches Recht und wandte sich nach zwei Jahren der Medizin zu, hat aber in keinem Fach eine Prüfung bestanden. Diese krankhafte Unruhe muß einen besonderen Grund haben.

Lenau war in seiner Jugend keineswegs der Melancholiker der späteren Jahre; er war vielmehr ein lustiger Genosse bei studentischen und allerlei anderen geselligen Vergnügungen. So ist es bei allen jungen, schöpferischen Menschen und kann gar nicht anders sein; erst die Krankheit tötet die Lebenslust. Freilich kam bei Lenau die Verbitterung früh.

Schon im Sommer 1823, also mit 21 Jahren, war er in Wien im Kreise der Zacharias Werner, Friedrich Schlegel, Adam Müller der „Melancholikus Niembsch". „Man hatte schon längere Zeit seine veränderte Gemütsstimmung beobachtet. In der Tat, in Lenau hatte sich eine Wandlung vollzogen. Die Melancholie und sanfte Schwermut, die sich in seiner Jugenddichtung nur keimend regten, wuchsen plötzlich empor und begannen sein ganzes Wesen zu überschatten[1])."

Nur ist der Grund nicht in dem Liebesverhältnis mit einer ganz jungen, schönen Haushälterin-

---

[1]) von Blödau, S. XXIII.

tochter, aus dem er Vater wurde, und in der Enttäuschung, als er zu erkennen glaubte, daß die Geliebte nicht ihm allein gehöre, zu finden. Das ist eine alltägliche Geschichte. „Dieses an sich nicht so ungewöhnliche Geschehnis einer enttäuschten Liebe wurde für Lenaus ganzes späteres Leben von der größten Bedeutung", sagt von Bloedau, und im selben Atemzuge: „Man kann bei einem Menschen wie Lenau auf eine früh erwachte und starke Sinnlichkeit schließen, und Frankls Mitteilungen geben uns recht." Lenau mit seinem slawisch-interessanten Typ und dem ungarisch-deutschen Mischblut war wie sein Vater, der wilde, schöne Niembsch, ein Liebling der Frauen. In der Untreue des Mädchens, die übrigens durch nichts als Lenaus eigenes Wort bezeugt ist, „das entscheidende Ereignis in des Dichters Leben" zu sehen, ist nur eine Redensart.

Um Weihnachten 1825 trat eine heftige Halsentzündung auf, als deren Folge häufige Schluckkrämpfe blieben. Dann kam der Tod der Mutter durch Gebärmutterkrebs, an die er in krankhafter Weise gebunden war.

Bald wird sein Wesen immer rätselhafter; Charlotte Gmelin in Stuttgart und Sophie Löwenthal in Wien und zwischen beiden die Reise nach Amerika sind Wegzeichen seines Leidensganges.

In Stuttgart nahmen die schwäbischen Dichter ihn mit offenen Herzen auf. Charlotte, die Nichte Schwabs, eine echt süddeutsche, prächtige Mädchengestalt, faßte eine tiefe Neigung für Lenau. Auch er fing Feuer. Bald näherte er sich ihr, bald zog er sich zurück, — bald jauchzte er auf, bald verkroch er sich in Schwermut. Zu einer Aussprache kam es nie. Er wollte nicht vergessen, aber entsagen: „Ich kann diese himmlische Rose nicht an mein nächtliches Herz heften.“ Den Grund seiner Schwermut und Entsagung ließ er unausgesprochen. Die biederen Schwaben verstanden ihn nicht. Es kam Neujahr 1832 zum Bruch mit Schwabs, und Frau Schwab sagte: „Wir können ihm nie mehr recht trauen.“ Was ist das? Seine Gesundheit war schlecht; er litt an schweren Kopfschmerzen. Da tauchte plötzlich ein seltsamer Plan in ihm auf, er will nach Amerika gehen. Zehn Jahre nach der Erwerbung der Krankheit macht sich die erste Zerstörung des Gehirns fühlbar. Er sieht, daß er das Mädchen nicht heiraten darf und will sich durch die abenteuerliche Flucht retten. Die Besserung seines Zustandes, auf die er gehofft haben mag, trat in Amerika nicht ein. Oktober 1832 stieg er an Land, Februar 1833 fiel ihn Krankheit an, im Frühjahr 1833 eilte er zu den schwäbischen Freunden zurück. Die körperlichen

Beschwerden stellten sich wieder ein. Justinus Kerner, der ja Arzt von Beruf war, schrieb schon am 11. März 1832: „Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gefühl zwanzigmal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren seines Gesichtes aussprechen. Solange dieser Dämon nicht aus ihm getrieben ist, ist er furchtbar unglücklich und macht auch andere düster. Ich will noch alles anwenden, denselben in ihm zum zweitenmal zu bannen, verzweifle aber jetzt sehr! Denn die amerikanische Idee, die ihm dieser eingeflüstert, hat furchtbar feste Wurzeln in ihm gefaßt.“ Lenau selbst fühlte dasselbe: „Ein Analogon von solchem Dämon glaub' ich auch in mir zu herbergen. Sozusagen, einen Dämon des Unglücks... Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab gesagt, daß ich ein Narr bin, sie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigstens du es, mein lieber Mayer. Du wirst mich ja darum nicht weniger lieben, ein Narr ist doch besser als ein Verbrecher...“

In seinem Faust hatte er „einen Kerl gefunden, auf den er seinen ganzen Höllenstoff wie auf einen Steinesel abladen konnte“.

Als er die Vierzig überschritten hatte, fühlte er sich altern; allerlei körperliche Beschwerden wie Zahnschmerzen und Erkältungen trafen ihn immer wieder, besonders auch seine alte Halsentzündung.

Sophies Charakterbild schwankt in der Geschichte, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt. Sie wird als sehr kluge und unwiderstehliche Frau geschildert, mit literarischen Interessen und großem Geschmack. Nachdem sie einer Jugendliebe entsagt hatte, vermählte sie sich mit einem reichen, hohen Beamten, der ihr eine Stellung in der Gesellschaft und ein gutes Leben bieten konnte. Ob es sie nur reizte, den Dichter mit seinem Ruhm und seinem düsteren Wesen an ihren Triumphwagen zu spannen und eine Rolle in der Literaturgeschichte zu spielen oder ob sie ein ehrliches Gefühl für den dunklen Leidensmann hatte, wird wohl nie zu entscheiden sein. In Lenau beginnt wieder das alte Hin und Her, Anstürmen und Losreißen wie damals bei Charlotte. Er gefällt sich wieder in Klagen der Verzweiflung über die Unmöglichkeit der Vereinigung. Der wahre Grund der Unmöglichkeit ist seine Krankheit. Die Depressionen in seinen leidenschaftlichen Briefen gehen bis an die Grenze des Irrsinns, die sein gemarterter Geist dann bald überschritt. „Mein Un-

glück ist mir das liebste, was ich habe. Ich habe mir nie ein Glück geträumt, wogegen ich dieses Unglück umtauschen möchte ..." Noch zwei unverständliche Episoden mit der Sängerin Karoline Unger und einer Table-d'hôte-Nachbarin in Baden-Baden, Fräulein Marie Behrends — und es ging mit Riesenschritten dem Ende zu. Frühjahr 1844 begann es mit Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, im September trat eine rechtsseitige Gesichtslähmung ein, in der Nacht zum 13. Oktober ein Ausbruch furchtbarster Verzweiflung und in der Nacht zum 15. Oktober der Wahnsinn, Selbstmordversuche, der Wahn, daß seine treuesten Freunde ihn verfolgten, Fluchtversuche, Angriffe auf seine Pflegerin. Er verbrennt die Briefe Sophies. Dann nehmen die Irrenanstalten ihn auf. Die Verblödung schreitet fort, er kann nicht mehr gehen und seine Hände gebrauchen, ein Erstickunganfall bringt das Ende.

Auch andere Biographen wissen nichts von seiner Krankheit. Weichbrodt sagt: „Lenau, der wie R. M. Meyer hervorhebt, der Klassiker des Weltschmerzes war, den schon immer ganz geringe Anlässe wie Unwohlsein verstimmten, wird mit 42 Jahren von Erregungszuständen befallen, die eine Anstaltspflege notwendig machen, und am

22. August 1850, 48 Jahre alt, erliegt er seinem Leiden[1])."

Immer wieder der Eintritt um das 40. Jahr. An der Syphilis Lenaus ist kein Zweifel. Sehr ausführlich behandelt sie Sadger[2]). Sie erklärt Lenaus ständige Furcht vor dem kommenden Wahnsinn, den unmäßig übertriebenen Schmerz des Bertha-Erlebnisses, die amerikanische fixe Idee (Justinus Kerner: „Unser Niembsch ist von Amerika ganz besessen"), die Zerrereien mit Charlotte, die nie erfüllte Liebe zu Sophie, das tolle Zwischenspiel mit Karoline Unger und die noch tollere Verlobung mit Marie Behrends.

Die Paralyse Lenaus kam im April 1844 zum Vorschein, arbeitet sich aber schon seit vielen Jahren durch. Vor der Abreise nach Amerika schreibt er: „Wüßt' ich auch ganz bestimmt, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch! Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglück." Schon 1836 entsteht das Gedicht an die Mutter „Der Seelenkranke".

---

[1]) „Die Psyche des Dichters", „Berliner Tageblatt", 1921, Nr. 380.

[2]) „Aus dem Leben Nikolaus Lenaus", 2. Auflage mit einem Nachtrag. — Dazu Kronfeld, „Archiv für Frauenkunde", 1925, S. 434.

„Ich trag im Herzen eine tiefe Wunde
und will sie stumm bis an mein Ende tragen,
ich fühl ihr rastlos immer tieferes Nagen
und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde...

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
ich sehne mich nach einer stillen Nacht;
o, hilf dem Schmerz, dein müdes Kind entkleiden."

Sadger setzt den Erwerb der Syphilis auf die Zeit der Rückkehr aus Amerika in Bremen. Ich glaube, daß er sie von Bertha empfangen. Nach vielen Jahren noch beklagte er sich gegen seinen Schwager „über die noch immer brennende Wunde, die ihm Bertha geschlagen". Weil man sich als Jüngling in der Wahl seines Mädchens vergriffen hat, bleibt man doch nicht sein ganzes Leben so maßlos unglücklich.

Seine Kunst hat sehr unter seiner Krankheit gelitten. Wenn seine Schmerzenstöne auch echt und groß sind, so sind sie doch mißschmeckend ungesund.

Heinrich Heine, gestorben 1856.

Das Heinebuch ist noch immer nicht geschrieben. 70 Jahre nach seinem Tode noch nicht. Es ist sicher, daß bei den Deutschen kein Bedarf nach einem Buche ist, das Heine so nimmt, wie er nach Nietzsches Wort einzig genommen werden darf: „als das letzte europäische Ereignis". Zwei von den ihm nächsten Geistern, Lassalle und Nietzsche, haben die zweite Hälfte ihres Lebens ebenso verloren wie er.

Man kennt Heine außer als sentimentalen Liederdichter überhaupt nicht. Heine, der Sänger der Zeitgedichte, der philosophische Lyriker, der politische Seher, der freie Deutsche, der leidende Held, — man hat keine Verwendung für ihn.

Heine hat Unglück mit seinen Biographen: fast alle finden es notwendig, sich zu entschuldigen, daß sie sich überhaupt mit ihm beschäftigen; aus dem Drang des Herzens oder des Verständnisses bekennt sich kaum einer zu ihm.

Sein Wesen ist schwer zu fassen. Schon äußerlich — dieser rheinische Jude ist wohl das blondeste unter allen deutschen Genies. Théophile Gautier beschrieb ihn in seiner ersten Pariser Zeit: „Er war ein schöner Mann von 35 oder 36 Jahren mit dem Anschein einer robusten Gesundheit. Er wirkte wie ein germanischer Apoll, wenn man

seine hohe, weiße Stirn sah, rein wie Marmor, von einer Unmenge blonden Haares beschattet."

Der Anschein der Gesundheit! Sein letztes Jahrzehnt war er an die „Matratzengruft" gefesselt, und er hat sich heldenhaft gegen sein Schicksal: Rückenmarkschwindsucht gewehrt, das Leben weitergeliebt mit der ganzen Daseinsgläubigkeit und Erdenfreudigkeit seiner Rasse, gedacht, gedichtet, gearbeitet und genossen.

„... Genesen gänzlich
kann ich nur dann, wenn seine Fackel senkt
der andere Bruder, der so ernst und bleich.
Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser, — freilich
das Beste wäre, nie geboren sein."

So schlugen wohl manchmal die schwarzen Fluten des Leids über ihm zusammen; aber bald wieder kämpfte er sich durch zu Ernst und Licht und Geist.

„Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht
ob ihrem Leben, — beneiden
will ich sie nur ob ihrem Tod,
dem schmerzlos raschen Verscheiden.

Nie hatte Siechtum sie entstellt...
Schon sieben Jahre mit herben,
qualvollen Gebresten wälz' ich mich
im Tode und kann nicht sterben.

O Gott, verkürze meine Qual,
damit man mich bald begrabe,
du weißt ja, daß ich kein Talent
zum Märtyrtume habe.

Ob deiner Inkonsequenz, o Herr,
erlaube, daß ich staune,
du schufest den fröhlichsten Dichter und raubst
ihm jetzt seine gute Laune.

... O Miserere, verloren geht
der beste der Humoristen.

Nichts als ein Häuflein unglückseliger Knochen mit einem dorngekrönten Dichterhaupt war von ihm geblieben, und doch war er immer noch der redliche Mahner und unerbittliche Kämpfer.

„Was die Glocke hat geschlagen,
sollst du deinem Volke sagen —
rede Dolche, rede Schwerter!"

Die Liebe zur schönen Welt ermüdet nicht, die Seele glüht im Atem Gottes.

„Wo wird einst des Wandermüden
letzte Ruhestätte sein? —
Immerhin mich wird umgeben
Gottes Himmel dort wie hier,
und als Totenlampen schweben
nachts die Sterne über mir."

Sein letztes Wort soll gewesen sein: „Gott wird mir verzeihen, denn das ist sein Metier“ — welch' eine Lebensleidenschaft! Über allen Abgründen des Grams und der Verzweiflung singt immer wieder das Bekenntnis, das Lerchenlied: das Leben ist schön und einzig — trotz allem.

Enfant perdu — nicht voll wirken zu können, nicht zu siegen über alle bösen Mächte, das war ihm ein echter Schmerz. Die Ideen der französischen Revolution, die 1830 Auferstehung feierten, waren ihm, der den großen Napoleon, Hosianna den Kaiser!, mit eigenen Augen gesehen hatte, ein tiefster, innerster Besitz. Und er hatte das Auge für die deutschen Zustände, die das Gegenteil waren, die klein und lächerlich und dumm waren. Und er sagte, was er sah. Er mußte es sagen, oft gegen seinen eigenen Nutzen, ja gegen seinen eigenen Willen. Und unter seinen Worten blieben blutige Striemen. „Sie alle haben ihm mit ihrem Haß vergolten, daß er sie in ihrer Schwäche erkannte und bloßstellte, und in Wahrheit hat das ganze deutsche Philistertum ihm bis heute noch nicht verziehen; denn seine Schwerter schneiden noch heute[1]).“ Ein Pionier der Zukunft! Sein heller

[1]) Anna Siemsen, „Literarische Streifzüge“, S. 235. — Einen „Rettungversuch“ unternimmt O. J. Scheuer, „Heinrich Heine als Student“. Das Leiden soll nicht Tabes, sondern „eine wahr-

Blick erkannte die Kräfte, die trotz ihres Glanzes sterben und die wirkenden, die grau und unscheinbar heraufziehen. Er sieht den bürgerlichen Liberalismus an seiner Verlogenheit ersticken, er sieht die ersten Anfänge der Arbeiterbewegung. Er sieht sie als Hellene, als Kunstbesessener, wie eine graue unvermeidliche Sündflut, die die Welt nicht verschönern wird, die viel Herrliches vernichten wird; aber sein unbestechlicher Geist glaubt und nimmt, was sein tapferes, blankes Auge sieht.

Der erste Europäer, ein nicht zu entmutigender Vorkämpfer der deutsch-französischen Verständigung. Auch in Frankreich blieb er damit unverstanden, ein Einsamer, ein Wirkensferner. Und wer heute nach zwei Kriegen die Vereinigten Staaten von Europa will, der muß den Weg nehmen, wo Heine seine unbesiegten Waffen fallen lassen mußte. „Daß er als erster die Zeichen unserer Tage in jenen Tagen sah, und daß er sich ohne Furcht und ohne Zögern zum Ritter der Menschheitszukunft machte, das gibt ihm jene Bedeu-

---

scheinlich angeborene spinale Form der progressiven Muskelatrophie" gewesen sein. Nach Goedecke war die syphilitische Erkrankung Heines der Grund für seinen Ausschluß aus der Göttinger Burschenschaft. Siehe auch Max Marcuse in „Zeitschrift für Sexualwissenschaft", 1923, S. 132.

tung, die ihn aus der Schar der übrigen Dichter hebt[1])."

Was er der deutschen Sprache für einen Stil gegeben, was für ein religiöses Heidentum vorgelebt, wie er der Poesie das Meer entdeckt hat, sein Weltbürgertum, seine Geistes- und Denkfreiheit, seine Auffüllung des deutschen Gemütslebens, sein echter Sozialismus — wird nicht alles überstrahlt durch eine kleine jahrelange Tat, durch die Festigkeit und Treue, mit der er zu seiner Frau gehalten? Er war keine kleine Aufgabe. Nur ein Frommer kann das. Sie war in ihrem Wesen die Ladnerin aus dem Schuhgeschäft geblieben, leichtlebig, putzsüchtig, oberflächlich, verschwenderisch[2]). Und Heine trug.

In den letzten Leiden naht diesem Lazarus die unbekannte, sonderbare, schöne Frau, die Mouche, die Blume der Passion. Sie gab dem sterbenden „Venus-Jungen" die letzte Verklärung.

---

[1]) Siemsen, S. 238.

[2]) Max Fischer, „Heinrich Heine, der deutsche Jude", S. 44.

Robert Schumann, gestorben 1856.

Seine unbezweifelbare Geisteskrankheit kann nicht geleugnet, soll aber gemindert werden. „Da auch die einzige Schwester Schumanns in jugendlichem Alter von einer unheilbaren Gemütskrankheit befallen wurde, welche die Ursache ihres frühen Todes war, so darf man wohl vermuten, daß die Gemütskrankheit, der unser herrlicher Tonmeister im besten Mannesalter mit 46 Jahren erliegen sollte, eine ererbte war[1])." Aber das ist falsche Scham, die die Wahrheit nicht verschleiern kann. Es ist laienhaft, zu sagen, daß sich, als er mit 16 Jahren seinen Vater verlor, „augenscheinlich schon die Eigentümlichkeiten seines späteren Charakters" entwickelt hätten, und daß er mit seinen 23 Jahren durch den Tod der Frau seines Bruders in eine „fürchterliche Melancholie" gefallen sei.

Schumann war, wie das die Regel bei den Genialen ist, ein heiterer, zu Jugendstreichen aller Art aufgelegter Knabe und ein träumerischer, schweigsamer Jüngling. Woher sollte denn auch sonst die Kraft und der Geist zu den Davidsbündler-Tänzen gekommen sein?

---

[1]) Carl Reinecke, „Meister der Tonkunst", S. 380.

Seltsamkeiten zeigten sich früh, zum Beispiel wenn er das Rätsel, dessen Lösung der Buchstabe H ist, oder in späteren Jahren ein Chorlied „Zahnweh" komponierte.

Auch nicht die Anstrengung der Komposition des Epilogs auf Goethes Faust hat er durch seine Geisteskrankheit „schwer büßen" müssen. Es ist Zeit, mit solchem Kinderglauben aufzuräumen.

Schon 1844 stellten sich Schlaflosigkeit, Todesfurcht, die bis zur Angst vor metallenen Werkzeugen und vor Vergiftung durch Arzenei ging, und schwere Gehörtäuschungen ein, — die ersten Schatten der Paralyse. 1852 ist der Verfall da. Seine Aufführungen verloren so sehr an Wert, daß der Verwaltungausschuß des Allgemeinen Musikvereins ihn zwingen mußte, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit seine Tätigkeit auf einige Zeit niederzulegen.

Seine Werke spiegeln den Tod seiner Geisteskraft. Jedes ist wie ein weiterer Einsturz. „Auch in seinem Urteile über Poesie zeigt sich eine sonderbare Unklarheit... er verfiel in den lächerlichen Aberglauben des Tischrückens... es ist schrecklich, seine letzten Werke Revue passieren zu lassen[1])." Mit schrecklicher Schnelligkeit

[1]) Reinecke, S. 433—434.

wächst die Krankheit weiter und weiter, die unheimlichen Gehörtäuschungen werden immer heftiger und qualvoller, so daß er ganze Tonstücke und Geisterstimmen zu hören wähnt, während alles um ihn her in lautloser Stille verharrt. Am 27. Februar 1854 stürzt er sich in den Rhein und endet nach zwei Jahren im Irrenhaus.

„Allerdings bezweifelt Möbius[1]), daß es sich bei Schumann um diese Krankheit gehandelt hat; wenn man jedoch den Post-mortem-Bericht von Geh. Sanitätsrat Richarz durchliest, sowie auch viele Züge des Komponisten berücksichtigt, findet man vieles, was an die Dementia paralytica erinnert[2])."

---

[1]) Dr. P. A. Möbius, „Über Robert Schumanns Krankheit".

[2]) Dr. med. A. Lorand, „Die menschliche Intelligenz und ihre Steigerung", S. 143.

Arthur Schopenhauer, gestorben 1860.

„Meine Biographie will ich nicht schreiben, noch geschrieben wissen. Mein Privatleben will ich nicht der kalten und übelwollenden Neugier des Publikums zum besten geben[1])." Sein Mißtrauen, sein Menschenhaß, aus dem diese Worte geboren sind, sind zugleich eine üble Frucht seiner Krankheit. Entschuldigt darf sich auch vor ihm fühlen, wen alles andere als kalte oder übelwollende Neugier treibt. Gerade vor ihm sei an die weisen Worte Goethes erinnert, daß man „die bedeutendsten Weltbegebenheiten bis in die Geheimnisse der Familie zu verfolgen genötigt" sei. Sein philosophisches System, sein Pessimismus ist eine wahrhafte Weltbegebenheit. Seine Geschlechtskrankheit ist die Quelle, aus der sein Weiberhaß und seine Weiberverachtung, die Entehrung des Geschlechts und der Geschlechtsliebe fließen. Hinter dieser Entwürdigung steckt ein Minderwertigkeitgefühl, eine Mißgunst[2]). Und der große Widerhall, den er nach seinem Tode gefunden hat, der Kreis seiner Anhänger, die ihm begeistert zustimmen, weil sie in ihm den Mund ihrer Emp-

---

[1]) Brief Schopenhauers an Dr. David Asher vom 15. Juli 1857 in „Arthur Schopenhauer, Neues von ihm und über ihn". Von Dr. David Asher (1871), S. 12.

[2]) Felix Theilhaber, „Die menschliche Liebe", S. 22.

findung gefunden haben, hat denselben Grund; es sind Menschen, die fast immer mit ihrem Geschlechtsleben Schiffbruch gelitten haben und eine Rechtfertigung vor sich brauchen.

Wohl bei keinem liegt der Einfluß der Krankheit auf die tiefsten Grundlagen seines Werkes so klar, wie bei ihm. Und auch seine Denkerkraft macht keine Ausnahme von der Regel — immer wieder die fehlende Grunderkenntnis, die unbewußte Selbsttäuschung. Er war gewiß gutgläubig, er hat der objektiven Richtigkeit seiner Gedanken vertraut, sein Denken nicht kritisiert, die Ursprünge seiner Gedanken nicht untersucht. Und dies, obwohl er, wie kein anderer, anerkannt hat, einen wie finstern Anstrich die Syphilis, dieser Todfeind der Menschheit, dem Leben der Neuzeit gegeben hat. Er sagt[1]), „die venerische Krankheit erstreckt ihren Einfluß viel weiter, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte, indem derselbe keineswegs ein bloß physischer, sondern auch ein moralischer ist. Seitdem Amors Köcher auch vergiftete Pfeile führt, ist in das Verhältnis der Geschlechter zueinander ein fremdartiges, feindseliges, ja teuflisches Element gekommen; infolge wovon ein

---

[1]) In „Aphorismen zur Lebensweisheit" (Ausgabe Griesebach), Band IV, S. 535.

finsteres und furchtsames Mißtrauen es durchzieht." Der „Apostel der Askese" kannte die Sinnlichkeit, ja, er, der das Quecksilber den „Triumph der Medizin" genannt hat, kannte auch ihr „teuflisches Element".

Ein Bodensatz in seinem Leben und Denken ist immer aufgefallen. Man fand, daß er wie recht viele der genialen Menschen von Kindheit an an nervösen Störungen gelitten habe[1]) P. J. Möbius hat ihm ein gründliches, liebevolles Buch gewidmet, hat aber doch den letzten Punkt, den Urgrund nicht gefunden. Nach ihm ist Schopenhauer der Philosoph des Pessimismus geworden, weil er von Anfang an krankhaft war. Man könne seinen Zustand als theoretisches Taedium vitae bezeichnen. Die grundlose Heiterkeit und Freude am Leben erfülle so sehr jedes gesunde, junge Wesen, daß man da, wo sie fehle, mit der größten Bestimmtheit auf Kranksein schließen könne. Die von der Krankhaftigkeit seiner Natur gefärbten Bestandteile seiner Lehre hätten stärker gewirkt, als ihr wahrhaft Gutes. Daß ungefähr zur gleichen Zeit auch bei anderen hochbegabten, aber entarteten Jünglingen, insbesondere bei Byron und bei

[1]) Dr. A. Lorand, „Die menschliche Intelligenz und ihre Steigerung", S. 372.

Leopardi dieselbe Furcht vor dem Leben hervorgetreten sei, das zeige, wie das Pathologische des Individuums nichts Zufälliges, sondern ein Anzeichen gewisser Störungen des allgemeinen Geistes sei. Möbius betont Schopenhauers tapfere Liebe zur Wahrheit, seinen mächtigen und erquickenden Zorn gegen alles Erbärmliche, seinen Stolz und seine Liebe zu den armen Menschen und den Tieren. Er eifert mit Recht gegen die Schmähschrift von Dr. med. von Seydlitz, der im Jahre 1873 Schopenhauer als Geisteskranken geschildert, und gegen Lombroso, der ein Zerrbild von Schopenhauer gezeichnet hat. Er sieht in ihm mit vollem Recht den Vater der neuen Philosophie, der aus der Schulphilosophie, wenn auch selbst noch von ihr gehemmt, herausführt, einen Mann, der von der frühesten Jugend bis in das hohe Alter nur ein Ziel hat, zu erkennen; der nichts sucht, als die Wahrheit, und der seine Aufgabe mit einem Ernste und einer Treue ohnegleichen erfüllt hat. Er hat seinen Gedanken des heroischen Lebenslaufs selber vorgelebt. Möbius leitet die krankhaften Störungen Schopenhauers aus einer partiellen Hyperplasie des Gehirns her und beschönigt nichts von dem Pathologischen, das in den vielen Wunderlichkeiten, Schroffheiten, Maßlosigkeiten, rücksichtsloser Heftigkeit, Mißtrauen, lieblosem

Aburteilen und in der Neigung, alles von der üblen Seite aufzufassen und vom Heiteren und Guten nicht ergriffen zu werden, zutage tritt. In dem siebzehnjährigen Kaufmannslehrling, dem schlechtesten, den Hamburg je gesehen hat, ist der Philosoph und die Sinnlichkeit erwachsen. „Er scheint in den trüben Hamburger Jahren die ersten Erfahrungen dieser Art gesammelt zu haben und er weist in den Versen „O Wollust, o Hölle“ usw. darauf hin, daß ihm von Anfang an die Wollust der Kreaturen mit Bitterkeit gemenget war“[1]). Während seiner Zeit auf dem Gymnasium in Gotha war er ein lustiger, frischer, junger Mann.

Schon in seinem 20. Jahre beginnen seine Zustände unbegründeter Angst, plötzliche Anfälle und Störungen des Gehörs, nachdem er schon in Hamburg sich einer Behandlung des linken Ohres hatte unterziehen müssen. Aber er war damals keineswegs ein grämlicher Sonderling, sondern während seines Studiums in Göttingen, das er mit 25 Jahren abschloß, während des Winters 1813 in Weimar, wo er Goethes Arbeitfreundschaft genoß; und während der folgenden 4½ Jahre in Dresden, wo er sein Hauptwerk verfaßte, war er ein frischer,

---

[1]) Möbius, „Schopenhauer“, S. 43.

witziger, derber, lebenslustiger Mann, „ein wahrhaft humoristischer Grobian".

Als leidenschaftlicher Mensch kannte er „den Trieb zur Wollust... die brennende Gier... wenn die höchsten Kräfte des Geistes, ja das bessere Bewußtsein zur größten Tätigkeit bereit... In besagten Stunden wird oft mehr gelebt als in Jahren der Stumpfheit".

In den höheren Jahren wurde sein Zustand schlechter. 1824 schrieb er aus München an seinen Freund Osann: „Vor einem Jahr kam ich hierher, und etwa sechs Wochen darauf, als ich weiter wollte, fing eine Verkettung von Krankheiten an... ich habe den ganzen Winter in der Stube zugebracht und sehr gelitten..."

Im Punkte der Weiberfeindschaft war er besser als sein Ruf, den ihm das Kapitel der „Parerga" über die Weiber eingetragen hat. Er hatte mehrere Geschlechtsbeziehungen, und eines muß eine Art von Liebe gewesen sein; denn er hat 30 Jahre später der Freundin ein Vermächtnis ausgesetzt.

Wenn auch vielleicht sein Kampf gegen die Gleichberechtigung der Frauen als Abwehr der damals herrschenden Übertriebenheit teilweise aus der Zeitlage zu verstehen ist, so ist seine Metaphysik der Geschlechtsliebe, daß sie ein Kunstgriff der Natur, eine List, um die Fortpflanzung

des menschlichen Geschlechts, und nicht um das Glück, zu begründen, einseitig, scheelsüchtig, stiefboldig; er hat die Verbindung von Glück und Zweck nicht gesehen.

Die mittlere Lebenszeit Schopenhauers also war nicht gut. Schon 1830, mit 42 Jahren, spricht er von seinen grauen Haaren, der ein „Blondkopf mit blaugrauen Augen" „mit der blonden, von der Stirn aufstrebenden Phöbuslocke" gewesen war.

1831, nach der Übersiedlung nach Frankfurt am Main, verfiel er in die düsterste Stimmung, so daß er wochenlang keinen Menschen sprach, und wurde im Winter wirklich krank. In dem neuerstandenen Briefwechsel mit seiner Mutter Johanna Schopenhauer findet man am 20. März 1832 eine rätselhafte Äußerung von ihr: „Was du über deine Gesundheit, deine Menschenscheu, deine düstere Stimmung mir schreibst, betrübt mich mehr als ich dir sagen kann und darf. Du weißt warum." Ob das eine Hindeutung auf den Selbstmord des Vaters sein soll?

Diese Krankheit war, wie wir jetzt wissen, seine Syphilis, die er 1823 erworben hat.

In den späteren Jahren hat sich seine Gesundheit gebessert; er ist ein rüstiger, dem Leben zugewandter Greis, so befriedigt und erdenfroh wie nie. Nur die Ohren machen ihm zu schaffen, das

rechte war taub, das linke sehr schwach geworden. Er bezeichnete sich selbst als „kerngesund", nicht nur mit Stolz, sondern mit wiederholender und übertreibender, siegerähnlicher Freude. Die Briefe seines Alters zeigen eine Frische und Heiterkeit, die den stärksten Gegensatz zu der früheren Zeit bilden.

Der „Menschenfeind", der er im plumpen Sinne nie gewesen ist, fühlt sich auf dieser Erde, und nicht nur infolge der langsam kommenden Anerkennung seines Werkes, wohl. Er wurde menschlicher, wirklicher, er lebte gern und hatte den Gefühlspessimismus an den Nagel gehängt. Er hoffte, noch 20 Jahre zu leben. Die Ursache des Todes war Lungenentzündung und Herzlähmung. Die Sektion hatte er untersagt.

Dr. Iwan Bloch[1]) hat eine bis dahin unbekannte Niederschrift Schopenhauers veröffentlicht, nach der an seiner syphilitischen Erkrankung nicht zu zweifeln ist. „Er hat erst die ganze Tragik der Wollust, den Dämon des Geschlechtstriebes, die ‚Feindschaft' der Liebe am eigenen Leibe empfinden müssen, ehe ihm die volle Bedeutung der asketischen Idee aufging ... Hieraus wieder erklärt

---

[1]) „Schopenhauers Krankheit im Jahre 1823", Medizinische Klinik, 1906, Nr. 25 und 26.

sich die enge Beziehung, die Schopenhauer zwischen der ‚wunderbaren venerischen Krankheit' und der Asketik statuiert. Aus seinen verschiedenen Äußerungen über die Syphilis und vor allem der Tatsache der eigenen syphilitischen Erkrankung ergibt sich die Bedeutung, die die Syphilis für die Konzeption seiner asketischen Anschauung hatte, die unter dem unmittelbaren Einflusse seiner Erlebnisse, Leiden und Leidenschaften sich entwickelte, während im Alter, wo der Dämon des Geschlechtstriebes und die unseligen Folgen des letzteren ihn nicht mehr quälten, eine deutliche eudämonistische Färbung in seinem Denken sich zeigt[1])."

Es kann hier nur angedeutet werden, welche Ausblicke sich auf sein Denken und auch auf die Lücken seines Denkens öffnen. Der Mann, dessen Verdienst es ist, im Gegensatze zur Scholastik die Philosophie als Auslegung der Erfahrung aufzufassen, vergißt die tiefste eingreifende Erfahrung, die sein eigener Körper erlitten hat, er übersieht das unbewußte Seelenleben, verdrängt in seiner Ästhetik den Geschlechtstrieb ganz, während er doch wußte, daß dieser gerade mit der Künstlernatur auf das engste verknüpft ist, versäumt aber

[1]) Dr. Iwan Bloch, „Das Sexualleben unserer Zeit", S. 126 und 428.

nicht zu sagen, daß das Genie auch einen guten Magen haben müsse.

Welch schöner Beweis ist er selbst gegen seine Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters.

Henri Murger, gestorben 1861.

Ein Dichter, dessen schöne Anlagen die Krankheit knickte[1]). Er schildert in den Scènes de la vie de bohême und in Le pays latin mit überströmendem Witz und packendem Griff das Leben der Pariser Studenten, der Literaten und Künstler, die noch in der Niederung hausen und darauf warten, bis ihr Geist oder das Glück sie zu höherer Anerkennung und sicherer Stellung erhebt. Und die vielen, die für immer unten bleiben. Seine unvergängliche Bohême läßt leider die zwingende Künstlerfaust, die Formbildnerkraft vermissen. Wie alle kranken Künstler seiner Art konnte er nicht gestalten.

Seine lyrischen Dichtungen, die unter dem Einflusse Alfred de Mussets stehen, sind anmutig und einförmig-schwermütig. Das Kraftgefühl, der Lebensübermut sind durch die Krankheit frühzeitig vergiftet.

---

[1]) S. Tagebuchblätter der Brüder Goncourt.

Ferdinand Lasalle, gestorben 1864.

Der Schöpfer der deutschen Arbeiterbewegung in einem lächerlichen Zweikampf gefallen, erschossen von einem unbedeutenden Halbeuropäer wegen eines jungen Mädchens.

Als eine „Verirrung" wurde sein Ende angesehen. Niemand konnte und wollte begreifen, daß Lassalle, der den Heraklit geschrieben, der mit starker Hand in die politischen Geschicke Deutschlands eingegriffen, der mit hinreißender Beredsamkeit die Arbeiterbewegung entzündet hatte, daß dieser Mann, dessen ganzes Leben und Wirken der Menschheit gegolten, um einer persönlichen Angelegenheit, um einer Frau willen einen Zweikampf hätte eingehen können. „Aller Welt wäre es erlaubt, sich zu duellieren, nur einem Lassalle nicht, wenn er nicht dem Wahnsinn verfallen sei[1])."

Marx sagt in einem Brief an Engels: „Was seinen Todesvorwand angeht, so hast du ganz recht. Es ist eine der vielen Taktlosigkeiten, die er in seinem Leben begangen hat." Welch ein Urteil! Wie erbarmunglos klar!

Seine Gemütsbewegung ging damals bis zur Selbstmordbereitschaft. Seine Ausbrüche waren

---

[1]) Ina Britschgi-Schimmer, „Lassalles letzte Tage" (Axel Junker Verlag), S. 11.

die Zeichen des Zusammenbruchs eines bis ins Innerste zerrütteten Menschen, der an sich und an allem irre geworden war.

Er war Vernunftgründen nicht mehr zugänglich, ob sie von seinem Anwalt, Holthoff, kamen oder von der Gräfin Hatzfeld, „seinem besten Freund". Seine Handlungen bieten ein tragisches Zeugnis dafür, wie er, der stets von einem kühnen Selbstvertrauen beflügelt war, den Glauben an seine „Sterne" und damit seine innere Sicherheit und Kraft eingebüßt hatte. „Sie lassen uns aber auch schon den physischen Zusammenbruch ahnen, den man wohl als die Hauptsache für diesen Ausgang wird ansehen müssen. Die Unheilserwartung, die aus jedem seiner Briefe an Holthoff spricht, läßt ihn von Wirrsal zu Wirrsal taumeln, verdunkelt seine Erkenntnis und treibt ihn so unabwendlich dem Untergang zu[1])."

Es war ein schönes, junges Weib, Helene von Dönniges, „das sich für mich paßt und eignet. Das einzige, das Sie selbst für geeignet finden würden. Also en avant über den Rubikon! Er führt zum Glück".

Sie war oder stellte sich anfangs liebestoll; sie schrieb: „Aber diesmal, Freund Satan, wird Ihnen das Kind beweisen, daß es eine teuflische Ver-

[1]) Ebenda, S. 34.

wandtschaft fühlt." Er antwortet: „Sie sind gut wie ein Kind, aber auch willenlos wie ein Kind."

In Genf hieß sie allgemein „enfant du diable". Nach Lassalles Ansicht war ihr einziger, aber riesengroßer Fehler: sie hat keinen Willen.

Sie nannte ihn „meinen schönen, herrlichen Adler". Er: „Meine Liebe wächst stündlich! Ich lebe nicht, es ist ein fortgesetztes Sterben, bloß durch die konvulsivische Gewißheit erträglich, daß ich dich erringen werde."

Der Umschwung kam blitzschnell.

An die Gräfin: „Wenn ich Eiserner mich unter Tränen winde, wie ein Wurm" ... „Ich, der allgemeine Rater und Helfer, bin rat- und hilflos und brauche andere. Meine Dummheit richtet mich hin." „Wenn ich diese Sache nicht durchsetze — und ich zweifle sehr daran, so bin ich für immer gebrochen und fertig mit allem. Noch viel mehr vielleicht als des Mädchens Verlust zerbricht mich meine Gimpelei." „Mein Entschluß kennt keine Grenzen... in einem halb sinnlosen Zustand... Ich hab' fast während zwei Tagen jeden freien Augenblick benutzt, um — ich schäme mich nicht, es zu sagen, aber es ist entsetzlich — um zu weinen! Was meinen Schmerz geradezu bis zum Wahnsinn steigert, ist der Stachel des Vorwurfs..."

„Arbeiterverein, Politik, Wissenschaft, Gefängnis, alles ist mir absolut verblaßt in meinem Inneren bei dem Gedanken, Helenen wieder zu erobern ...“ „Wenn ein so starkes Herz, wie das meinige, die Selbstbeherrschung verliert, dann ist es namenlos elend ... ich breche zusammen wie ein morsches Brett.“

Die Gräfin: „Ich weiß nicht, woher es kommt, daß Sie immer gleich gereizt gegen mich sind ... Aber wie verlieren Sie gleich den Kopf.“ Er hat sich das Ehrenwort gegeben, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen ..., er setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um die Fürsprache und Vermittlung des Königs von Bayern beim Vater des Mädchens zu erreichen. Er ist diesmal bald von seinen bösen Sternen überzeugt, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Siegesgewißheit. An sie: „Triumphiere! Meine Liebe zu dir übersteigt alles, was Dichtung und Sage jemals von Liebe gesungen haben ...“ „Hölle ist nichts gegen meinen Zustand ... Wenn sie ‚Nein‘ erklärt, nun so ist alles verloren, so ist das grenzenloseste Ridikule die Folge ... Habe gerade ich das verdient, das treueste Herz dieser Erde ... Den Dr. Arndt (einen Vetter des Mädchens) muß ich jedenfalls noch erschießen, wenn die Sache nicht nach meinem Wunsch endet.“

Die Gräfin sagt: „Am meisten schien ihn der Gedanke zu quälen, daß er sich, wenn ihn Helene betrogen, durch jene Schritte kompromittiert und lächerlich gemacht hat."

Er verlangt nichts weniger als die Entfernung des siegreichen Nebenbuhlers, des Herrn Janko von Racowitza aus dem Dönnigesschen Hause. Sein Zorn brach mit aller Macht hervor. Er war wie taub. Der brennende Rachedurst, der ihn schüttelte, machte ihn für alles unempfindlich. Er hätte in diesem Augenblick ebensogut zum Messer wie zur Pistole gegriffen. Er hat nie daran geglaubt, daß er sein Leben einsetzte. Er sagte zu seinen Freunden, er sei ganz sicher am anderen Morgen zur gewöhnlichen Stunde zum Frühstück zurück.

... Alles das zeigt einen Besessenen.

„Er, der immer mehr Menschen zu Hilfe und Beistand heranzog und als Vermittler zwischen sich und Helene schob, war schon zu sehr verstrickt, um zu erkennen, daß ein Dazwischentreten anderer Personen in den letzten Beziehungen, die nur zwei Menschen angehen, unheilvoll werden muß[1])."

Seine ganze Verrücktheit ist ein Ausbruch seiner Krankheit. Sicher tritt allerlei anderes hinzu. Er verstand sich von jeher schlecht auf Frauen. Helene

---

[1]) Ebenda, S. 306.

war nicht eine „Natur“ im Sinne Goethes, wie er sie genannt hat. Durch übermenschliche Leistungen und Anstrengungen in den Jahren 1862 bis 1864 war seine Gesundheit erschüttert. Auch war die Sehnsucht nach einem persönlichen Glück, nach einer Frau, deren Liebe ihm sein „Sackträgerdasein verschönen“ sollte, in ihm immer stärker geworden.

Aber war es nicht vielmehr „sein eigenes inneres Gesetz, das sich an dieser — zufälligen — Erscheinung Helenes von Dönniges vollzog und seinen Untergang herbeiführte“?

Im Verlaufe dieser „jämmerlichen, armseligen Angelegenheit“ schwand sein Selbstvertrauen dahin und es setzte sich bei ihm der Gedanke fest, bei einem Mißlingen dieser Mädchengeschichte könnte niemand mehr Vertrauen in seine Einsicht und Tatkraft haben[1]).

Es war wie eine Probe, die er mit sich anstellte, ob er noch vor sich selbst bestehen könne. Die Krankheit hatte die ersten schweren Schatten auf seinen leuchtenden Geist geworfen[2]).

---

[1]) Ebenda, S. 310.

[2]) In seinem Drama „Sickingen“ hat er seinem Schmerzensbruder Ulrich von Hutten ein schönes Denkmal gesetzt.

Ida Dehmel[1]), die einen Brief von Emma Herwegh an Reinhold Schlingmann über Lassalles Tod mitteilt, nennt ihn einen „Don-Quichotte-Tod". Als Lassalle endlich den Unwert des Mädchens begriff, „war er so empört, daß er nach dem Ausspruch der Gräfin und Rüstows mit den Worten aufgesprungen sei, wie jemand, dem die Schuppen von den Augen fallen, und der wieder in den Besitz seiner Sinne und seiner vollen Energie kommt: Gott Lob, jetzt bin ich wieder frei! Wir waren alle glückselig, so sagte mir die Gräfin, als wir ihn wie erlöst sahen, machten Pläne für die nächste Zeit — da mit einem Male sprang er auf, nahm Papier und schrieb an den alten Dönniges, daß er eine Dirne zur Tochter, dem Bräutigam, daß er eine Dirne zur Braut habe und schickte beide Briefe trotz der flehentlichsten Bitten und Vorstellungen der Anwesenden ab. — ... Ich muß Blut sehen! Dabei blieb es. — ... Fräulein von Dönniges fuhr am Tage nach der Verwundung vierspännig mit ihren Wallachen unter den Fenstern des tödlich Verwundeten vorüber. Keine Nachfrage von seiten des Gegners oder des Mädchens! Nichts! Dreißig ähnliche Geschichten sind von ihr in München bekannt. Und darum fiel solch ein Mann!"

[1]) „Wie Ferdinand Lassalle starb", Berliner Tageblatt, 18. Oktober 1925, Nr. 494.

Dieser „maßlos dramatische und maßlos unsympathische Kampf... fabelhaft spannend und unglaublich kitschig“[1]) erklärt sich durch seine Krankheit. Ja, seine Leidenschaft war „weniger Liebe, als Besitzgier, die eine gigantische und zugleich aufs äußerste gereizte Eitelkeit eines bedeutenden Menschen in einem Selbstdurchsetzungskampf hineintreibt, in dem sich ihm alles verzerrt und verschiebt — bis zur eigenen Würde... Ein Mann, der seine eigene große Mission ernst nimmt, selbstlos ernst nimmt, ist undenkbar als Held dieses theatralischen Abschlusses — es sei denn, daß man eingesteht, daß er in den Klauen seines Allzumenschlichen unzurechnungsfähig geworden und widersinnig geendet hat.“ Alles richtig, nur muß man erkennen, daß er in den Klauen der leider allzumenschlichen Syphilis gesteckt hat.

Wer diesen elementarischen, unendlich glühenden Menschen kennenlernen will, lese seine Briefe an die Freundin Sophie von Hatzfeldt[2]). „Lassalles Leben in Berlin, seine wissenschaftlichen Arbeiten, sein Verkehr, die Freude an der Anerkennung seines Buches über Heraklit, wie seine politische

---

[1]) „Die Frau“, 1925, S. 319.

[2]) „Lassalles Nachlaß“, herausgegeben von Gustav Mayer, s. auch „Die Literatur“ XXIII, S. 1485 und XXVI, S. 276.

Aktion und Stellungnahme spiegeln sich in mannigfachen Wendungen der Briefe anschaulich farbig wieder. Stärker, als man es erwarten mochte, tritt in dem Bilde des arbeits- und genußfrohen Sanguinikers ein tragischer Zug hervor, neben dem Schaffensrausch und dem Enthusiasmus, mit dem er alle seine Aufgaben erfaßt, klingen Töne schwermutsvoller Resignation und müder Enttäuschung an, und im Hintergrunde wühlt eine Krankheit, für welche er in Aachen vergebens Heilung suchte, und die, wenn nicht die mörderische Kugel ihn jäh hinweggerafft hätte, seinen Geist vielleicht in Qualen trostloser Umnachtung begraben haben würde[1]).“

[1]) Konrad Schmidt, „Lassalle und die Freundin“ in „Die Literatur“ XXVI, S. 276.

Edouard Manet, gestorben 1883.

Französischer Maler, das Haupt der Schule der Impressionisten. Seine Bilder wurden zum Teil als anstößig vom Salon ausgeschlossen. Er starb mit 50 Jahren, nachdem er von 1879—1883 an Paralyse hingesiecht war[1]). Bei den kranken Malern erhält sich meistens ein Rest ihrer Fertigkeit, ihrer Hand, so daß sie nicht ganz ihrem Schaffen entzogen werden; so hat auch Manet noch in der Zeit seiner Krankheit sehenswerte Blumenstilleben gemalt, während anderseits Hans Makart, sein Kunst- und Leidensgenosse, sogleich nach dem Ausbruch seiner Krankheit den Pinsel sinken lassen mußte.

Manet in seinem Stolze fürchtete in den Jahren seines ungeschwächten Könnens, mit seinem Malerfreund Claude Monet verwechselt zu werden, der infolge seines mäßigen Lebens noch heute als Wundergreis von 85 Jahren in seinem schönen grünen Hause auf dem Lande rüstig und begeistert weiterschafft. Ein Gran Gift und alles lischt aus.

---

[1]) Prof. Dr. phil. und med. W. Weygandt im „Berliner Tageblatt" vom 13. März 1921, Nr. 121 und Julius Meier-Gräfe.

Hans Makart, gestorben 1884.

Der üppige Wiener Maler, der an Prunk und Pracht mit den großen venetianischen Künstlerfürsten wetteifern wollte, hat nur ein Alter von 44 Jahren erreicht. Die Paralyse hat ihm schrecklich zugesetzt[1]).

Mit dem Bilde „Die Pest von Florenz und die sieben Todsünden oder der Traum eines Wüstlings" wurde er plötzlich der Held des Tages. Wir sehen heute besser als die Urteiler von damals die Kälte der Mache. Jedenfalls hat die deutsche Kunst an Malern von solchem Farbensinn nur wenige. Auch seine späteren Werke „Die Huldigung der Venetianer vor Catherina Cornaro", und „Der Einzug Karls V. in Antwerpen" lassen bei aller Meisterschaft und Farbenpracht in der Behandlung der Stoffe und besonders des Nackten Größe und Ruhe vermissen. Seiner Sinnlichkeit fehlt das Unbefangene, das Ungesunde ist nicht zu übersehen.

Zu seinen fürstlichen Räumen und feenhaften Festen steht der krankhafte Ungeschmack, die Fülle seiner Taktlosigkeiten in peinlichem Widerspruch.

---

[1]) Prof. Dr. phil. und med. W. Weygandt im „Berliner Tageblatt" vom 13. Mai 1921, Nr. 121.

Richard von Volkmann-Leander, gestorben 1889.

Der ins Menschenfleisch schneidende Arzt an Händen und Willen verseucht — eine Vision, Rembrandts Hand würdig. —

Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik in Halle. Am Kriege 1870 nahm er als konsultierender Generalarzt der Maasarmee, zuletzt der Südarmee, teil. Er hat für die Neugestaltung der deutschen Chirurgie viel getan, insbesondere erwarb er sich Verdienste um die Einführung und Vervollkommnung der antiseptischen Wundbehandlung. Er ist nur 59 Jahre alt geworden.

Unter dem Namen Richard Leander veröffentlichte er: „Träumereien an französischen Kaminen."

Seine wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen haben nicht die Blüte erreicht, deren sein Geist fähig war.

Karl Westphal, gestorben 1890.

Die Syphilis verschont auch die nicht, die ihre Gesetze erforschen. Sie ergreift auch das Gehirn eines, der über ihre Bekämpfung sinnt und die Pupille des Auges, das ihre Spuren verfolgt. So geht denn ein Psychiater von der Bedeutung Westphals mit 57 Jahren zugrunde. Er hat sich besonders verdient gemacht durch seine Untersuchungen über Nerven und Rückenmark, die in seinen zwei Bänden „Abhandlungen" niedergelegt sind. Ein wahrhaft niederschmetterndes Stück moderner Tragik, daß, wie es von Westphal verbürgt ist, der geniale Schüler, der am Fuße seines Katheders steht und seinem Vortrage über Pupillenstarre lauscht, der erste ist, der das Zeichen der kommenden Krankheit in seinem Auge sieht. Wird es je in der Geschlechterfolge anders sein?

Guy de Maupassant, gestorben 1893.

Eine Hünengestalt, ein Kraftmensch, ein gestählter Sportsmann, wie er heute selten ist, und das Ende so schauerlich, die paralytische Auflösung so lange, daß sie noch mit dem Elend Nietzsches wetteifern kann. Mit 43 Jahren war er erloschen.

Die Philologen der Literatur wissen auch hier von den wahren Vorgängen nichts.

Maupassant entstammte einer altlothringischen Familie, die sich im 18. Jahrhundert in der Normandie niedergelassen hatte. Seine Mutter, Laura Le Poittevin, die einem Patriziergeschlecht der Normandie angehörte, trennte sich später von ihrem Gatten, der als flatterhaft und oberflächlich bezeichnet wird. Sein Onkel, Alfred Le Poittevin, war Dichter, ein Jugendfreund Flauberts. Die Mutter war eine bedeutende Frau. Er hatte eine kleine Stelle im Marine-, später im Unterrichtsministerium. „Zu Beginn der neunziger Jahre trat eine wachsende, beängstigende Nervosität als Folge von Überarbeitung auf, wenn auch die Basis des Leidens ererbt war. Sein älterer (?) Bruder und mehrere Verwandte sind im Wahnsinn gestorben. 1893 machte er mit einem Papiermesser einen

Selbstmordversuch und ist in der Zwangsjacke gestorben[1])."

Welch kindlicher Erklärunggrund ist diese Überarbeitung!

Oder ein anderer: „Nach 1889 vertrug er das rauhe Klima (seines Landhauses La Guilette bei Etretat) nicht und die Umnachtung begann[2])." Das rauhe Klima Frankreichs als Ursache einer Umnachtung!

Maupassant war der König der Novelle. Er hatte eine hochbegabte Mutter, der man die Schuld an seinem Unglück aufladen will, obwohl sie 83 Jahre alt geworden und an einer plötzlichen Lungenentzündung gestorben ist. Der Vater ein unselbständiger, schöner Mann, der im Leben nichts erreichte. Die Eltern trennten sich sehr früh. Der jüngere Bruder starb mit 33 Jahren an einer progressiven Paralyse, angeblich infolge eines Sonnenstichs; die Wahrheit ist: er hatte sich verlüdert.

Maupassant wuchs unter den denkbar besten gesundheitlichen Verhältnissen heran. Er führte bis zu seinem 13. Lebensjahre ein freies Robinsonleben, zog mit den Fischern auf ihre Fahrten und lernte so die furchtbare Schönheit des Meeres

---

[1]) „Die Welt-Literatur", 1920, Nr. 12.
[2]) „Literarisches Echo", 1920, S. 493.

lieben[1]). Er war ein aufgeweckter Kopf und guter Schüler. In jungen Jahren war er, wie Zola und Flaubert berichten, ein wilder Mädchenjäger. „Maupassant bot in jener Zeit das Bild strotzender Gesundheit; nichts erinnerte an ihm an den modernen, überempfindlichen, neurasthenischen Schriftmenschen. Wer ihn in seiner Trikotbluse in einer der Schenken am Seinestrande inmitten lustiger Gesellen und kleiner Freundinnen sah, hielt ihn für einen Bootsmann oder einen aus der Athletenzunft. Er aß für vier und schlief wie eine Ratte. Von irgendwelchen geistigen Störungen war nichts an ihm zu bemerken[2])."

Er war unerschöpflich fruchtbar. Maß und Umfang seiner Arbeit sind gewaltig. Von 1880—1890 schrieb er, außer zahlreichen Zeitungaufsätzen, 16 Bände Novellen, 6 Romane und 3 Bände Reiseschilderungen. In seinem Nachlaß wurden noch 33 ungedruckte Novellen gefunden. Fast jede Woche brachte ein großes Blatt eine Skizze von ihm. Sein jährlicher Durchschnitt war 3 Bände mit fast 1500 Seiten; 1884 waren es 4 und 1885 sogar 5 Bände.

---

[1]) Dr. Gaston Vorberg, „Guy de Maupassants Krankheit", S. 3.
[2]) Vorberg, S. 4.

Das Unglück der Ansteckung muß ihn sehr früh getroffen haben. Schon sehr bald wird ihm der Geschlechtsgenuß fade. Die Liebe einer Frau oder zu einer Frau ist ihm unbekannt geblieben.

Schon 1880 erschienen die ersten Anfänge seiner Gehirnkrankheit — ein Augenleiden. Die Pupille war erweitert und das Auge unfähig zur Naharbeit. Diese Lähmung ist das Frühzeichen von Tabes oder Paralyse, die dem eigentlichen Ausbruch der Geisteskrankheit oft viele Jahre vorausgeht. Sehr bald wird aus dem lebenshungrigen, überschäumenden Ruderer ein mutloser, mürrischer, trauriger Mann, der das Leben aus seinen Händen rinnen fühlt und den großen Lebensekel wegbekommen hat.

Eine große Zahl seiner Bücher sind unter dem Einfluß der Krankheit entstanden[1]). Schon 1884 in Au Soleil schreibt er von dem vernichtenden Gefühl der Erbärmlichkeit aller Dinge, die fortdauert in alle Ewigkeit, dem Gefühl der mensch-

---

[1]) Eine Analyse der Werke gibt Forel, „Die sexuelle Frage", S. 568—580. Wie schwer die Erkenntnis des wahren Geisteszustandes ist, zeigen die unklaren Worte eines so großen Sachverständigen wie Forel es ist: „Maupassant war eine krankhaft überempfindliche, ziemlich pessimistische Natur. Er starb geisteskrank. Dadurch erklärt sich, daß einzelne seiner Werke einen durchaus pathologischen, nur für den Arzt verständlichen Charakter tragen."

lichen Ohnmacht und der Eintönigkeit aller Handlungen. Halluzinationen beginnen. In der Novelle „Solitude" sagt er: „Mir ist, als ob ich immer tiefer in ein finsteres Gewölbe versinke, in ein Gelaß, in dem ich die Wände nicht finde, den Ausgang nicht kenne; vielleicht ist es endlos. Ich irre allein umher, niemand um mich herum, kein Lebewesen begleitet mich auf meinem finsteren Weg. Dieses unterirdische Gelaß ist das Leben." In der Novelle „Lui": „Ich fürchte mich vor mir selbst, ich habe Furcht vor der Furcht, Furcht vor den Phantasiegebilden meines Geistes, der sich zu trüben beginnen könnte, Furcht vor der entsetzlichen Empfindung eines unerklärlichen, unbegründeten Schreckens." — Immer stärker, wie bei Nietzsche, werden die Ausbrüche des nicht zu heilenden Lebensüberdrusses. Bald ist nur noch er sein ganzes Leben. Der „traurige Stier" heißt er bei seinen Freunden[1]).

Die Sonderbarkeiten fangen an, er hält sich einen Papagei Jacquot, der die Damen mit „Bon jour, petite cochonne" begrüßt.

---

[1]) S. Vorberg, S. 6—11 und Dr. Wilhelm Lange, „Die Psychose Maupassants", S. 7. — Der Genfer Arzt Dr. Charles Ladame sieht dagegen in Maupassant das letzte Schlußglied einer erblichen Belastung. Seine Gründe für diese Annahme sind schlecht. Vgl. „Das literarische Echo", 1920, S. 493/94.

Kopfschmerzen foltern ihn, er liest fieberhaft medizinische Bücher, beginnt allerlei Kuren, überfüttert sich mit Arzeneien, immer ohne Erfolg.

Wie alle seine Leidensbrüder, täuscht auch er sich, er hält seine Augenmigräne für Influenza. „Denken wird eine furchtbare Qual, wenn das ganze Hirn eine Wunde ist. Ich habe so viele wunde Stellen im Kopfe, daß ich keine Gedanken fassen kann, ohne daß ich aufschreien möchte: Wozu das? Wozu das?“

Er sucht sich zu betäuben und nimmt Haschisch, Morphium, Kokain und Äther. Sein Roman „Pierre et Jean“ ist völlig unter der Einwirkung des Äthers geschrieben.

Immer gräßlicher werden seine Sinnestäuschungen, am schlimmsten in „Le Horla“ (1887), das ist der böse Geist des Kranken. Immer weicher und weinerlicher wird der Ton in seinen Werken. „Ich liebe jegliches Geschöpf, jedes Wesen, das im Elend lebt, das weint und leidet, das verständnislos um sich schlägt.“ Vorberg sagt: „Aus dem Mann mit dem Stiernacken und den Ringkämpferarmen ist ein blasser, magerer, fröstelnder Mensch geworden. Die Freunde fanden, daß er im Verlaufe weniger Monate um Jahre gealtert sei. Besonders fiel sein krankhaft starrer Blick auf.“ Die Verwirrung seines Geistes wächst. In der Nacht

vom 1. zum 2. Januar 1892 will er der Qual ein Ende machen, indem er sich mit einem Papiermesser die Halsschlagader zu durchschneiden versucht. Der nächste Schritt ist die Irrenanstalt, die Zwangsjacke. Die Einzelheiten seines Erlöschens sind unbeschreiblich qualvoll.

Lange weist auf die Parallele zum Fall Nietzsches hin: „Auch hier eine hysterische Mutter, eine angeborene Nervosität (Psychopathie), syphilitische Infektion, dann ein Augenleiden und jahrelange Migräne, ein schleichender Beginn der Psychose, eine sehr lange Dauer bei gutem Erhaltenbleiben der formalen Fähigkeiten, neben exaltierter Überproduktion, ferner Mißbrauch von Medikamenten (Chloral usw.), geistige Überanstrengung, Größenideen, Demenz und Tod in Verblödung. Einige Werke haben bei Nietzsche wie bei Maupassant gerade durch die pathologischen Züge für viele Leser etwas Mitreißendes und Dämonisches bekommen."

Alphonse Daudet, gestorben 1897.

Ein stiller Dulder, beugte er sein schönes Künstlerhaupt dem unentrinnbaren Ende — Tabes. Einmal, als Vierzigjähriger, trat er in seinem Roman „L'obstacle" zum Kampf gegen Ibsens „Gespenster" an. Der Dichter einer großen Reihe schöner Romane machte sich still auf den großen Weg, und fast 50 Jahre später sagte der Gegenanwalt seines Sohnes Léon Daudet in dem Kolportageromanprozeß um das tragische Ende seines vierzehnjährigen Enkels Philippe: „Von dem plötzlichen Tod Ihres Vaters Alphonse Daudet bis zu dem plötzlichen Tod Ihres Sohnes Philippe zieht sich eine rote Linie" und hat recht. Und diese milde, biologische Betrachtung wäre viel angebrachter als das juristisch-medizinische Kampfgeschrei, das die Verwirrung nur vergrößert. Welch Wahngebilde von Hypothesen und Seltsamkeiten, eine Ausstellung des Vaterschmerzes, eine unaufhörliche Reihe von Zwischenfällen, eine Fülle von irren Szenen und mitten drin Léon Daudet, der Held der „Action Française", der, umgeben von seinen tobenden Legionären, die ungeheure Aufregung mit einem richtigen Tobsuchtanfall endet.

„Léon Daudet — dieser Daudet... Eine seltsame Nummer. Ein dicker, kurzer Mann mit jüdi-

schen Zügen, nach den Zertifikaten der Ärzte erblich belastet vom Vater Alphonse her, der auf den letzten Photographien jenen müden, zerbrochenen Ausdruck des Tabetikers zeigt. Der Sohn, ein Talent, eine Mordsfresse in seinen Pamphleten, keinen guten Geruch um sich verbreitend. Lebt in und von Affären. Das letzte war der geheimnisvolle Tod seines Sohnes Philippe, dessen Sarg der Alte an alle Straßenecken malte. Liest man ihn, über ihn, von ihm, so wird man ein unbehagliches Gefühl nicht los. Es ist wie die Vorahnung eines Juckens, irgend etwas kriecht über die Haut, reizt die Härchen ... kein angenehmes Fluidum. Die Zusammenhänge zwischen der Finanzpolitik des Blattes und seinen Überzeugungen sind etwas duster, der ganze Kerl immer in Ekstase, spionewitternd, weltuntergangprophezeiend, herumspektakelnd. Ist jüngst bei der Wahl zum Senator durchgefallen. Einer seiner Feinde, André Gauché, hat den sehr gefährlichen Versuch unternommen, mit Hilfe der alleinseligmachenden Psychoanalyse den Sohn des kranken Alphonse zu einem Besessenen — L'Obsédé heißt das Buch — zu stempeln; aus seinen Werken wird Zitat auf Zitat auseinandergehäkelt, durchgeschnüffelt, und seltsamerweise hat Sigmund Freud seinen päpstlichen Segen zu diesem bösen Tun gegeben, das deswegen

völlig belanglos bleibt, weil es im Vorurteil unternommen wurde; das gewonnene Resultat sollte erreicht werden, und es wurde erreicht. Also Daudet riecht nicht gut[1])." So gut die Schilderung, so schlecht ist das Urteil. Warum denn ist der Spruch vorgefaßt? Muß denn das Pathologische noch dicker sein, wenn es begriffen werden soll? Freud hat zehnmal recht, ein besseres Gericht zu lehren. Und das Tun Wrobels? — es sucht ja gar nicht nach Erklärungen und Entschuldigungen. Man darf nicht aus gutem Herzen schonen wollen, wo das Leben selbst die unerbittliche Arbeit der Wahrheit tut.

Auch Philippe, der Enkel, war anormal. Beide erblich belastet. Die Sünden der Väter oder die lustigen Leutnantstage des Ahnen. Diese psychische Analyse der Familie Daudet im Prozesse wurde durch Zitate aus den Romanen Léon Daudets unterstützt. Ein neuerer und besserer Weg der Gerechtigkeit.

Man vergesse auch nicht die Anziehungkraft des Krankhaften. Da schickt ein ungenannter Freund dem tobsüchtig kämpfenden Vater eine Unterstützung von 100000 Franks. Und das ganze Bild dieser Krämpfe mit ihrem weithin wirkenden Nachhall verdankt die Welt einer einzigen Syphilis.

[1]) Ignaz Wrobel, „Herr Maurras vor Gericht", in „Weltbühne", 1925, XXI, Nr. 38, S. 436.

Robert Reitzel, gestorben 1898.

„Der arme Teufel," — so nannte er sich und seine streitbare Zeitschrift, die er in Detroit für die deutschen Amerikaner schrieb. Einer von den vielen freien Geistern, die es im Deutschland der Gewalt nicht aushalten konnten. Der Lehrerssohn aus Schopfheim konnte der Theologie keinen Geschmack abgewinnen und wanderte 1871 nach Amerika aus. Dort erging es ihm herzlich schlecht, denn geschäftstüchtig ist er nie gewesen. Er fristete als Hausdiener, Kellerarbeiter, Tabakarbeiter sein Leben, wurde Prediger in Washington und leitete nach dem unvermeidlichen Zusammenstoß mit der Kirchenbehörde seine Gemeinde als unabhängige weiter. Die freie Menschlichkeit war das Ziel seiner Kämpfe. Während der grauenhaften Anarchistenverfolgung in Chicago im Jahre 1887, die mit einem fünffachen Justizmord gefüttert wurde, stellte er sich gegen die Herrschenden. Sein Ende war die Rückenmarksdarre und die Matratzengruft. Die letzten drei Jahre schrieb er den „Armen Teufel" vom Schmerzenslager aus. Aber auch darin war er Heine ähnlich, daß er den Mut nicht sinken ließ und seinen genialen Witz nicht verlor. Ein Sprachmeister und Denkstreiter von seltener Art. Glühend, begeistert, freimütig, von unbestechlicher Offenheit und ernstester Über-

zeugung, Feind aller Tyrannei, ein unermüdlicher Diener der Freiheit und des Fortschritts.

„Ich bin ein armer Teufel ... Die germanische Freiheitsliebe hieß mich das Bettelstudium der Heimat mit der Freiheit Amerikas vertauschen. Sie ließ mich das Pfaffentum, das dem im Hungersumpfe Erstickenden eine Rettungsplanke geboten hatte, von mir stoßen, wie Tell den Nachen Geßlers. Sie machte es mir unmöglich, mit einer Partei und wenn sie das Freieste auf ihre Fahne geschrieben, in Reih und Glied zu marschieren. Sie führte mich aber in das blutstinkende Malepartus des Kapitalismus, als die Frage war: Wo sind Männer, bereit, ein Opfer zu sein ... — — Und doch muß ich mir von ehrenwerten Politikern, von Großkrämern, ideallosen Philistern und sonstigen Herrschaften, deren Deutsch nicht über den Katechismus, das Einmaleins und die Wacht am Rhein hinausgeht, sagen lassen, ich sei kein echter deutscher Mann."

Wie wenige, die auch nur seinen Namen kennen[1]).

---

[1]) S. „Die Sonntagszeitung", 1924, Nr. 39.

Friedrich Nietzsche, gestorben 1900.

Es steckt in uns allen ein unvertreiblicher Rest von der Auffassung der Syphilis als Schande. Für uns alle, die unter dem blendenden Licht Nietzsches aufgewachsen sind, ist es eine schmerzliche Scham, an seine Paralyse zu glauben. Vieles von dem schönsten und besten, tapfersten und fröhlichsten Eigentum unserer Hirne ist aus seinem Haupt entsprungen, das wir nun den Unterirdischen weihen sollen. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, die sich bis heute gegen die Stacheln dieser Tatsache sträubt, hat sicher vielen seiner Freunde aus dem Herzen gesprochen. Aber nachdem Nietzsches „Ecce Homo", zwei Monate vor dem Zusammenbruch geschrieben — übrigens von dem ebenfalls paralytischen Philosophieprofessor Raoul Richter herausgegeben —, und das Buch von Möbius[1]) erschienen sind, darf kein Unbefangener mehr zweifeln. Und die Gesellschaft von Beethoven und Schopenhauer ist nicht der Walhallen schlechteste.

Die Übersteigerungen des Zarathustra könnten noch als Ausbrüche eines ungewöhnlichen Gipfelgeistes hingehen; aber den Ecce homo kann man nicht ohne Schauder lesen, so groß und stark auch

---

[1]) P. J. Möbius, „Nietzsche" (1909).

noch immer die Luft der Höhe ist, aus der diese Stimme tönt.

„Mein Zarathustra. Ich habe mit ihm der Menschheit das größte Geschenk gemacht, das ihr bisher gemacht worden ist. Dieses Buch, mit einer Stimme über Jahrtausende hinweg, ist nicht nur das höchste Buch, das es gibt, das eigentliche Höhenluftbuch — die ganze Tatsache Mensch liegt in ungeheurer Ferne unter ihm —, es ist auch das tiefste, das aus dem innersten Reichtum der Wahrheit heraus geboren, ein unerschöpflicher Brunnen, in den kein Eimer hinabsteigt, ohne mit Gold und Güte gefüllt heraufzukommen." ... „Vergleiche ich mich nun mit den Menschen, die man bisher als erste Menschen ehrte, so ist der Unterschied handgreiflich. Ich rechne diese angeblich ‚Ersten' nicht einmal zu den Menschen überhaupt; sie sind für mich Ausschuß der Menschheit, Ausgeburten von Krankheit und rachsüchtigen Instinkten: sie sind lauter unheilvolle, im Grunde unheilbare Unmenschen, die am Leben Rache nehmen ..." „Es scheint mir eine der seltensten Auszeichnungen, die jemand sich erweisen kann, wenn er ein Buch von mir in die Hand nimmt — ich nehme selbst an, er zieht dazu die Schuhe aus —, nicht von Stiefeln zu reden." ... „Die Kunst des großen Rhythmus, der große Stil der Periodik,

zum Ausdruck eines ungeheuren Auf und Nieder von sublimer, von übermenschlicher Leidenschaft, ist erst von mir entdeckt; mit einem Dithyrambus wie dem letzten des dritten Zarathustra, ‚Die sieben Siegel' überschrieben, flog ich tausend Meilen über das hinaus, was bisher Poesie hieß." ... „Daß ein Goethe, ein Shakespeare nicht einen Augenblick in dieser ungeheuren Leidenschaft und Höhe zu atmen wissen würden, daß Dante, gegen Zarathustra gehalten, bloß ein Gläubiger ist und nicht einer, der die Wahrheit erst schafft, ein weltregierender Geist, ein Schicksal, — daß die Dichter des Veda Priester sind und nicht einmal würdig, die Schuhsohlen eines Zarathustra zu lösen, das ist alles das wenigste und gibt keinen Begriff von der Distanz, von der azurnen Einsamkeit, in der dieses Werk lebt."

Und so geht es immer ärger fort. Und zwischen diesen schaudervollen Einzelheiten leuchten Gedanken auf, wie sie wirklich in dieser tragischen Schönheit noch nie geboren wurden. Um zuletzt erschüttert vor der schrillen Dissonanz der Gedankensymphonie zu stehen, von der keine Vorstellung zu geben ist.

Möbius kommt zu dem Schlusse, daß Nietzsche von progressiver Paralyse befallen, daß er schon vorher auf Grund erblicher Anlage abnorm war,

an Migräne litt und seine geistige Beschaffenheit disharmonisch war. Nietzsches Vater ist mit 36 Jahren an einer Geisteskrankheit gestorben, und auch Nietzsche selbst war in diesen Jahren auf der tiefsten Stelle seiner Lebenskraft. Auch hielt Nietzsche sich wegen der Gehirnkrankheit des Vaters für gefährdet. Auch in der mütterlichen Seite war ein krankhaftes Element vorhanden.

Die linke Seite der Stirn war, wie oft bei großen Lyrikern, stärker ausgebuchtet als die rechte.

Er war ein lustiger, zu Scherzen aufgelegter Junge.

Daß er nie in seinem Leben eine Frau berührt habe, ist nur eine Sage. Möbius[1]) berichtet, daß Nietzsche schon als Student in Leipzig geschlechtlichen Verkehr gehabt habe und auch später von Zeit zu Zeit, — leider mit Dirnen, bei denen kein Mann der Ansteckung entgeht. Seine besonders starken Augenkopfschmerzen waren das erste Anzeichen der Paralyse. Möbius sagt: „Wir wissen mit Bestimmtheit, daß bei Nietzsche der Grund zur Paralyse vor 1870 gelegt worden ist", und setzt die Erkrankung in die Zeit zwischen 1882 und 1885, in die auch der Abschluß des Zarathustra fällt. Einzelne Wellen der Paralyse treten nach ihm in der

[1]) „Nietzsche", S. 50.

Mitte des Jahres 1881 auf, eine starke Welle folgt im Januar 1882, in den Jahren 1883 und 1884 steigt die Flut gewaltig an und erreicht während der Abfassung des vierten Zarathustrateils ihre erste große Höhe. Dann folgt ein langsames Abfluten und im Jahre 1887 wird der niedrigste Stand erreicht. Endlich beginnt die neue Steigung mit dem Jahre 1888, während des ganzen Jahres wachsen die Wellen, an seinem Schlusse ist die zweite Höhe erreicht und schließlich zerreißen alle Dämme. So wurde aus dem „Dionysos" „der Gekreuzigte".

Das Fazit zieht Möbius mit den guten Worten: „Man muß im einzelnen das, was er sagt, unbefangen aufnehmen, es kann wahr sein trotz der Gehirnkrankheit, es könnte unwahr sein ohne solche."

Der größte Jammer ist, daß Nietzsche mit einer Klarheit und Leidenschaft wie niemand den für das nächste Jahrhundert lebenswichtigsten Gedanken der biologischen Hygiene begriffen hatte und ihm die Bahn hätte brechen können. Wie groß und verheißungsvoll ist sein Satz: „Die Stärksten an Leib und Seele sind die Besten."

Seine Paralyse hat einige Besonderheiten. Sie hat sehr lange — 19 Jahre — gedauert, während die meisten Fälle in drei bis vier Jahren enden, und

er hat sich sehr lange vor und auf der Schwelle zwischen Gesundheit und Krankheit gehalten und Werke von höchstem Wert geschaffen. Im Beginne seiner Erkrankung waren einzelne Fähigkeiten sogar erhöht; die der ersten Zeit dieser Krankheit eigentümliche Euphorie, das Wohlbefinden und Hochgefühl, war bei ihm besonders stark. Auch die zweite Stufe, das Maßlose und alle Grenzen Übersteigende, gab ihm noch eine Fülle großer Leistungen. Zustatten kam ihm die Freiheit von Berufspflichten und der lange Aufenthalt im sonnigen Hochgebirge und im Süden. So ist ihm gelungen, was Schopenhauer versagt war. Er hat die Liebe und die Frau nicht verflucht. Im Gegenteil: „Die Predigt der Keuschheit ist eine öffentliche Aufreizung zur Widernatur. Jede Verachtung des Geschlechtslebens, jede Verunreinigung desselben durch den Begriff ‚unrein' ist das Verbrechen selbst am Leben, — es ist die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist des Lebens."

Les nerveux se recherchent — es scheint eine Art von Ordensgeist zwischen diesen Leidensbrüdern zu geben. Nietzsche liebte Guy de Maupassant, „einen von der starken Rasse, einen echten Lateiner, dem ich besonders zugetan bin", und Heinrich Heine, der ihm „den höchsten Begriff vom Lyriker" gab; „ich suche umsonst in allen

Reichen der Jahrtausende nach einer gleich süßen und leidenschaftlichen Musik; er besaß jene göttliche Bosheit, ohne die ich mir Vollkommenheit nicht zu denken vermag[1])."

---

[1]) Ein machtvolles Bild Nietzsches, auch seiner krankhaften Zustände, gibt Stefan Zweig, „Der Kampf mit dem Dämon", S. 231, ohne sich auf eine Deutung der Geisteskrankheit einzulassen.

Oskar Wilde, gestorben 1900.

Der schönste, der geistreichste, der eleganteste Mann seiner Zeit — bis auf den Grund von der Seuche zerfressen. Nachdem er durch allen Schmutz der Welt — die Liebe zu einem niedrigen Mann, ein widerliches Strafverfahren, einen dreckigen Kerkerkäfig — gegangen war, ist er in einer kleinen, schlechten Herberge in Paris gestorben. Der Apostel der Schönheit in der Gosse verreckt. Er, der gesagt hat: „Es ist ein größerer Vorzug, schön, als gut zu sein." ... „Schönheit ist der einzige Wert, dem die Zeit nicht schadet." ...

Es scheint, als ob ein Gefühl für sein künftiges Schicksal schon in seinen besten Zeiten in ihm gelebt hätte. „Das ist das Geheimnis der Lebenskunst: gehe jedem Gefühl aus dem Wege, das dir nicht zuträglich ist." Aber mit der Präzision der Hybris tat er das Gegenteil. „Wie schade, daß wir unsere Lektion vom Leben immer erst dann erhalten, wenn wir davon keinen Gebrauch mehr machen können." ... „Um die Tragödie der andern liegt immer etwas wie Banalität." ... „Ich habe nichts dagegen, wenn man sich über andere Leute öffentlich entrüstet. Der Skandal, soweit er mich betrifft, interessiert mich nicht. Er hat für mich keineswegs den Reiz des Neuen." ... „Nur eines

ist noch ärger als in der Leute Mund zu sein — nämlich: nicht in der Leute Mund zu sein." ... „Heutzutage überlebt man alles, außer den Tod, das Leben gewährt einem alles, außer den guten Ruf." ... „Es gibt Krankheiten von solcher Seltsamkeit, daß man deren Wesen erst dann völlig begreift, wenn man sie am eigenen Leib erlitten hat. Wie groß ist aber dann die Belohnung, die einem zuteil wird! Wie wundervoll weitet sich der Blick über die Welt, die uns nun ganz zu eigen gehört." — Für ihn gab es diese Belohnung nicht. Deshalb lassen sich besser, als bei den meisten anderen, in den Sprüngen und Widersprüchen dieses überragenden, aber ruhelosen Geistes die Giftspuren der Krankheit nachweisen. Und nicht bloß sein Werk, auch sein Leben in seinen Höhen und seinen Tiefen wird unter dem Scheinwerferlicht des biologischen Eindringens sein wahres Gesicht zeigen.

Sein Freund und liebevoller Biograph Frank Harris[1]) — Wilde ist widerlegt, der sagte: „sicher ist es immer Judas, der die Biographie des Meisters schreibt" — gibt eine ehrliche Schilderung:

---

[1]) Oscar Wilde, „Eine Lebensbeichte", Verlag S. Fischer, 1924, S. 405.

„Die Härte des Gefängnisarztes und des englischen Gefängnissystems hat Oskar Wilde ums Leben gebracht. Die wunde Stelle in seinem Ohr, die er sich an jenem Sonntagmorgen in der Gefängniskapelle zu Wandworth zugezogen hatte, als er ohnmächtig zu Boden fiel, entwickelte sich zu einem Abszeß und bildete schließlich die Ursache seines Todes. Die Operation, die Roß in seinem Brief erwähnt, war die Exstirpation dieser Geschwulst. Die Gefangenschaft, die Aushungerung und vor allem die Grausamkeit seiner Kerkermeister hatten ihr Werk verrichtet.

Diese lokale Affektation wurde, wie bereits erwähnt, durch ein allgemeineres und bösartiges Leiden verschlimmert. Die Ärzte führten das rötlich aussehende Exanthem auf Brust und Rücken, über das Oskar klagte und das er dem Genuß von Muscheln zuschrieb, auf eine andere und ernstere Ursache zurück. Sie rieten ihm sofort, vom Trinken und Rauchen Abstand zu nehmen und ein äußerst enthaltsames Leben zu führen, denn sie hatten bei ihm die Symptome des tertiären Stadiums jener furchtbaren Krankheit festgestellt, die infolge der in England herrschenden vernunftlosen Prüderie die Auslese der englischen Männer ungehindert hinwegraffen darf."

Immer wieder dasselbe Spiel: Die Schwäche der Ärzte, die Selbsttäuschung des Kranken, die Schuld der Gesellschaft.

Wahrscheinlich ist auch seine Mannesliebe aus seiner Krankheit zu erklären. Auch in ihm hatte sich, ähnlich wie in Schopenhauer, ein fürchterlicher Frauenhaß entwickelt, zwar in der Form weltmännisch geschliffen, aber nicht minder tobsüchtig. Ein unerbittlicher kalter Hohn, eine giftige Verachtung brechen immer wieder los. „Definition des Weibes als eines Geschlechtstieres? Das Weib ist eine Sphinx ohne Rätsel." ... „Die Frau, die den Mann zu fesseln begehrt, muß nur seine gemeinsten Instinkte entfesseln." ... „Die verheiratete Frau ist Herrin über alle Männer. Das ist allein das Gebiet, das sie vollkommen beherrscht." ... „Die Geschichte des Weibes ist zugleich die Geschichte der schroffsten, je vernommenen despotischen Herrschaft: der Herrschaft der Schwachen über die Starken. Dies ist die einzige Tyrannis, die noch immer Geltung besitzt." ... „Die Frauen lieben uns um unserer Fehler willen. Wer viele solcher Fehler besitzt, dem verzeihen sie alles, sogar überragenden Geist." ... „Das Weib schätzt eine Eigenschaft am höchsten: Grausamkeit. Die Instinkte des Weibes sind wundervoll primitiv. Wir haben das Weib frei erklärt, aber es ist Sklavin

geblieben, nach wie vor späht es nach seinem Herrn aus. Es träumt nur von einem: beherrscht zu werden."

Als dann der Douglas-Prozeß kam, war seine Kraft schon unterhöhlt. So hat er sein tiefes Wort: „Alle Prozesse sind Prozesse, bei denen es ums Leben geht, genau so, wie alle Urteile Todesurteile sind", selbst bis zum bitteren Ende auskosten müssen.

Das Gefängnis verinnerlicht ihn so wunderbar, daß sein Genius noch einmal die Kraft findet, den Satan der Syphilis zu besiegen. Die Zuchthausballade und die Epistola ex carcere et vinculis[1]) entstehen, Schreie aus der Tiefe, wie die Welt sie nicht zum zweiten Male besitzt.

Ja, man muß es zugeben, er, der weltberühmte Dichter, der weltgewandte Mann auf der Höhe des Lebens war — der Verführte und der junge Lord Alfred Douglas der homosexuelle Verführer. Dann aber wird es erst recht erstaunlich, daß Wilde nach der Entlassung aus dem Gefängnis sich nicht wieder erheben konnte, sondern wieder zu —

---

[1]) 1904 ein Auszug unter dem Titel „De profundis", 1925 als Ganzes unter dem Titel „Epistola" veröffentlicht, von Max Meyerfeld wunderbar übersetzt.

Douglas ging. Warum? Die Krankheit hatte ihr Zerstörungswerk vollendet[1]).

Er wußte es. In „Oscar Wildes Letzte Briefe" sagt er:

„Frank will durchaus, daß ich geistig immer unter Hochdruck stehe — es ist höchst anstrengend —, aber wenn wir in Napoule eintreffen, werde ich ihm die Neuigkeit — nunmehr ein offenes Geheimnis — anvertrauen, daß ich Gehirnerweichung habe und nicht immer ein Genie sein kann." Und: „Ich kann einfach nicht schreiben. Es ist zu furchtbar, nicht von mir, sondern für mich. Es ist eine Lähmungserscheinung — ein cacoëthes tacendi — die bestimmte Form, die bei mir die Krankheit annimmt[2])."

Steht er nicht da wie ein Sinnbild unserer Zeit — der verseuchte Ästhetizismus, der zerfressene Snobismus, strahlend und inwendig voller Gifte?!

---

[1]) Vgl. noch Carl Hagemann, „Oscar Wilde", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

[2]) Siehe „Fred A. Angermayer" in „Die Literatur", 1926, S. 263.

Paul Gauguin, gestorben 1903.

Französischer Maler, der in die Einsamkeit Tahitis ging. „Zweifellos war Gauguin krank. Man hat erklärt, er habe den Aussatz, die Elephantiasis, die Syphilis. Das Letzte stimmt, darf aber nicht dem Lande zugeschrieben werden (Tahiti), es war eine richtige Pariser Seuche[1])." Es wäre eine sehr dankbare Aufgabe, an seinen Bildern und Briefen die mörderischen Griffe der Syphilis aufzuweisen. Wahrscheinlich war die Krankheit der Grund seiner Auswanderung; er suchte wohl in dem heißen Lande ihre Heilung. Ohne die Krankheit wäre also wohl seine fremde Kunst überhaupt nicht entstanden. Und daß seine Hand von einem kranken Hirn geleitet wurde, zeigt jedes dieser Bilder. Ohne Zweifel wäre er in Paris seiner Krankheit früher erlegen. Wir hätten seine sonderbare Kunst ohne die Krankheit und ohne Tahiti nicht. Gewiß, diese Stufen des halben Irreseins geben einen neuen und scharfen Reiz. Aber je mehr die Welt in unsren Tagen mit solchen ungesunden Werken angefüllt wird, desto schneller wird der Tag kommen, der diese Giftblüten von sich weisen wird.

---

[1]) Victor Segalen, „Gauguins Briefe", Verlag Kiepenheuer, Einleitung.

Otto Erich Hartleben, gestorben 1905.

„Und ach! die Sittenlosigkeit ist mir doch so gesund."

Eine Täuschung, die er mit seinem Leben und seiner Kunst bezahlt hat. Er war kein echter Halkyonier, sondern, obwohl sonst durch die Leichtigkeit und Anmut seiner Gaben unter Deutschen ein seltener und eigener Fall, ein ewiger Bierstudent, verbummelt, kunstvergessen, ein Mann der Anläufe, ohne Fleiß, ohne Ernst, ohne geistige Tugend. „Wir wissen, daß Bacchus seinen Knecht, daß auch Venus ihren Ritter furchtbar gezüchtigt hatte[1])." Es ist ein Jammer, dieses Leben zu überschauen. Er hatte das Zeug zu einem großen modernen Odendichter und zu einem sozialen Dramatiker. Der letzte Teil seines Lebens gehört in das Fach des Seelenarztes. „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten."

---

[1]) „Arthur Eloesser", in „Die Neue Rundschau", 1924, S. 639.

Hugo Wolf, gestorben 1907.

Nach fürchterlichen Leiden, nach Qualen der Reue, im unaufhörlichen Schmerz über seine Selbstvernichtung gestorben an Paralyse nach einer Syphilis, die er sich mit 17 Jahren zugezogen hat. Er ist wohl von allen Genialen der, der am frühesten, als halber Knabe, den Todesschuß empfangen hat.

Er ist der größte Lyriker der Nach-Wagner-Zeit, der Meister des Lieds, der kleinsten musikalischen Form, in der er Ungeahnt-Neues geschaffen hat. Sein armes zerquältes Leben von 43 Jahren ließ ihm die Zeit nur zu einer Oper, dem „Corregidor". An äußeren Freuden und Annehmlichkeiten war sein Dasein ganz arm. 36 Jahre war er alt geworden, hatte 160 Lieder geschrieben und hatte noch kein eigenes Heim, keine Stätte, wo seine feinen Nerven Ruhe fanden, lebte er noch immer in drückendsten Sorgen und von den Opfern seiner Anhänger und Freunde.

Das beste Bild von seiner Persönlichkeit gibt Rosa Mayreder, die Dichterin des Corregidor-Textes[1]).

Wolfs Erscheinung war sonderbar, ein kleiner zierlicher Mann mit schwarzen stechenden Augen.

---

[1]) Hugo Wolf, „Briefe an Rosa Mayreder".

Er war schwer zugänglich, tief verschlossen, und seine Handlungen behielten immer etwas Unberechenbares, manche Züge an ihm erschienen völlig rätselhaft. Er war in seinem Auftreten von der Gunst oder Ungunst der Umstände durchaus abhängig. Hinter seiner mürrischen Unzugänglichkeit, die keinerlei Rücksichten zu nehmen vermochte, war seine überzarte Seele so tief verborgen, daß auch seine Freunde sie oft nicht finden konnten.

„Aber wenn es selbst seinen intimen Freunden nicht immer gelang, den Unbilden, die seine nervöse Disposition mit sich brachte, auszuweichen und die wechselvollen Stimmungen, denen er unterworfen war, konfliktlos zu bestehen, so entschädigte er sie doch auch, abgesehen von seiner Musik, durch die Vielseitigkeit seines Geistes, durch die Empfänglichkeit seines Gemütes, durch seinen Sinn für Humor, und nicht zuletzt durch seine Freudefähigkeit. Wer nicht Hugo Wolf sich freuen gesehen hat, der weiß nicht, was Freude heißt[1])."

Diese innere Heiterkeit, diese Freudefähigkeit hat jeder, den die Natur mit Schaffenskraft begnadet; und sie ist das Erste, das die Krankheit zermürbt. Und dann kommt die Mißachtung der

[1]) „Mayreder", S. 116.

Frau; auch Wolf war „seinem ganzen Wesen nach dem weiblichen Geschlecht nicht sehr geneigt".

Wer ihn wirklich kannte, der sah, „daß nicht weniger als alle Leidenschaft auch alle Zartheit, Lieblichkeit, Innigkeit der Empfindung, für die er in seiner Musik so wundersam ausdrucksvolle und so unendlich mannigfaltige Akzente gefunden hat, aus dem tiefen Brunnen seiner Persönlichkeit strömte".

Dann beginnen bald die Sonderbarkeiten. Frau Mayreder erzählt deren mehrere mit tiefem Verständnis für die geniale Psyche des leidenden Mannes.

Ähnlich wie Beethoven und Schumann hatte Wolf Störungen des Gehörs. Er war gegen Geräusche so empfindlich, daß er bei der Arbeit einen Apparat trug, durch den er sich künstlich schwerhörig machte, und sein Schlaf war so leise, daß er sogar während der Nacht den Apparat trug.

Im September 1897 mußte er in eine Nervenheilanstalt gebracht werden. Damit beginnt das Ende.

Frau Mayreder nennt, obwohl sie den Schlüssel zu allem Wunderlichen und Seltsamen, das sein Auftreten für Außenstehende befremdlich machte, kennt, den Namen der Krankheit nicht; aber die Wahrheit ist die stärkste Hilfe.

Walter Leistikow, gestorben 1908.

Der Maler, der die Schönheit der märkischen Landschaft, des Grunewalds und seiner Seen entdeckt hat, während die Früheren sie nicht genug verlästern konnten. Und er zeigte wirklich, daß die „Sandbüchse" nebst ihren dürren Föhren es an Eigenart und Unvergleichlichkeit mit dem Schönsten auf der Welt aufnehmen kann, daß man nicht an die See oder in die Alpen zu trotten braucht, um einen tiefen Zug aus dem ewigen Bronnen zu nehmen. Alle Wander- und Wasserlust hat er entbunden. Die Nachwelt hat ihm seine Verdienste schnell vergessen. Er war auch nicht der Naturalist, als den man ihn einfach abstempeln wollte. Er war ein Dichter, ein Stilschöpfer. Das tiefe Blau der Seen, das dunkle Grün der Kiefernkronen, das im Sonnenlicht flammende Rotbraun der schlanken Stämme, ein helles Stück sonnigen Wegs und spielende weiße oder abendliche Wolken, — das wurde in seinen Händen zu einer brausenden Farbensymphonie. Die Eindrücke seiner Augen bekamen Klang, rhythmisch fließende Fülle, in großen Linien gehalten und geballt. Und er war nicht wie die meisten Landschafter ein Wiederkäuer seines Stoffes, sondern gesammelt-vielseitig, erweitert-frei. Sein Erdgefühl sehnsüchtig-umfassend, un-

gestillt-lustfreudig. Und der starke, rüstige Mann, dem früh die Beine versagten, mußte mit 43 Jahren die lichtverlangenden Augen schließen, nachdem er die vorbestimmte Frau gefunden hatte, um ihm jedes Glück zu vollenden. Um ihr den Anblick seiner Auflösung zu ersparen, war seine letzte Liebestat die Kugel in die eigne Stirn.

Hans Jaeger, gestorben 1910.

„Norwegens brennendste Menschenseele", der Dichter, der eines der qualvollsten Bücher aller Zeiten, sein Liebesbuch „Kranke Liebe" geschrieben hat, alle Martern eines um ein hohes Weib ringenden syphilitischen Genies; das Buch eines Monomanen, mehr als tausend Seiten voll von wahnsinnig-nackten Bekenntnissen, die Beichte eines Verlorenen, ein Ichroman, der sein syphilitisches Elend und Säuferunwesen, den Verlust der Mannbarkeit und der Geisteskraft bis zur letzten Wahrhaftigkeit schildert. Jede Seite zeigt, unter welchen grauenhaften Schmerzen dieses Buch entstanden ist, welchen Heldenkampf der Dichter gegen sich und seine Krankheit geführt hat. Der „frühgeborene Sohn der Zukunft", wie er sich selber nannte, hätte ohne die Krankheit seinem Bekennermut eine niegesehene Wirkung geben können. Sein Gesetz war die Wahrheit, seine Waffe die Verachtung, die Wut über die Menschen und ihren Staat und ihre wahnsinnigen Einrichtungen. „Es ist ein entsetzliches Buch", sagte Jonas Lie über Jaegers erstes Buch — „Von der Kristiania Bohême" —, „mit dem Revolver vor der Stirn ist es geschrieben worden. Seine ganze bürgerliche Existenz hat dieser arme Mensch aufs Spiel gesetzt,

sein ganzes Leben, nur um zu sagen, um hinauszuschreien all dies Fürchterliche, an das wir andern, weil wir uns für zu fein halten, natürlich nicht rühren mögen. Ein Notschrei ist es von dem, der sinkt, eine Großtat ist dieses Buch." Das fürchterliche Bekenntnis seiner „Kranken Liebe" ist der Notschrei, der Angstschrei dessen, der schon versunken ist. Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft, Künder des Kampfes gegen die Lüge im Leben und Dichten, des lebendigen Menschen mit seinem Sündigen und Teuflischen, Sozialist, Anarchist, Prediger der Gewaltlosigkeit. Sein letztes Buch ist „Die Bibel der Anarchie". „Und seine Erkenntnis: die Menschen haben die Sonne, das Licht, die Wärme aus ihrem Leben vertrieben, dunkel und kalt haben sie es in sich und um sich gemacht, zu einem ewigen Kampf haben sie das Leben gemacht, zu Zwang verpfuscht die göttliche Freiheit, krank haben sie sich selber gemacht, krank alles, alle, zum Zerrbild Gottes Ebenbild. Und er hatte den Mut, er, Hans Jaeger, den anderen zu zeigen sein eigenes Zerrbild, sein eigenes Kranksein und seine Erbärmlichkeit, ohne Lüge, ohne Retusche[1])." Und er segnet das Weib, das ihn betrogen, als „den einzigen, wahrhaftigen, wahren

[1]) Niels Hoyer, Vorrede zu „Kranke Liebe", S. III.

Menschen, der ihm begegnet während seines Erdenwallens", denn in ihr war das Herrlichste und das Niedrigste, die Wollust und das Raubtier, Göttin und Teufelin. „Ich bilde mir ein," sagt er, „daß dieses Buch gelesen werden würde — gelesen, wie wenige Bücher — von allen, die unglücklich lieben, denen es in die Hände fallen würde durch Jahre und aber Jahre — und mir ist, als könnte ich allen von ihnen die Hand drücken. Und danach habe ich ein so unsagbares Verlangen, ja, das ist eigentlich das einzige Verlangen, das ich habe, wenn ich jetzt nach diesem jämmerlichen, mißglücktem Leben allem Lebewohl sagen muß. — — — O, sie ahnen nicht, was für eine letzte Genugtuung das für mich sein würde."

In Not und Hunger hat er gelebt, seine Bücher beschlagnahmt, er ins Gefängnis geworfen; aber er hat es gewagt.

Seine Seelenbeichte geht über Augustinus und Rousseau hinaus. Nie wird dieser machtvolle Widerspruch gegen die Heuchelei des heutigen Sexuallebens vergessen werden. „Nein, dieser Hans Jaeger ist nicht immer ideal, vorbildlich und tugendhaft. Er war ein glückloser Mensch, der in der Wirrnis unserer heutigen Gesellschaft lebenslänglich wie in einem Kerker als ein Verbrecher blieb. Und doch hat er vielleicht mehr für die

Menschheit getan, als manche satte Tugend es vermag, indem er mit der Inbrunst des Ketzers, mit der Glut des Märtyrers jedes Opfer brachte um der Wahrheit willen[1]).“

---

[1]) „Die Neue Generation“, 1921, S. 211.

Andreas Ady, gestorben 1919.

Ungarns größter Lyriker der letzten Zeit. Sein Freund Béla Révéss hat die Tragödie dieses Lebens geschrieben [1]). Bei Ausbruch des Krieges stand Ady schon auf der Höhe seines Dichterruhmes, und doch wurde er von Zweifeln am eigenen Talente geplagt und war drauf und dran, der Dichtkunst den Rücken zu kehren und in einer stillen Amtsstube die letzte Zuflucht zu suchen. In diesen düsteren Zwischenzeiten, die oft Monate dauerten, war die gütige, sich für ihn aufopfernde Gattin sein Halt und Schutz, die ihn von allen lastenden Tagessorgen zu befreien versuchte. Aber der Körper des Dichters, der von Syphilis und Alkohol angefressen war, beginnt schon 1917 zu wanken. Ein Ausschlag machte ihm viele Monate unaussprechliche Qualen; er wird von Todesgedanken gemartert, seine Unfähigkeit, zu leben und zu arbeiten, verdüstert ihm seine Stunden immer mehr, und der Selbstmord wird der letzte Gedanke, den er noch fassen kann. Und noch einmal gelingt ihm ein Aufschwung. „Und in dieser Seelenverfassung schreibt er eines seiner herrlichsten Gedichte über die sonderbare Sommernacht, eine Dichtung voll leuchtender Visionen,

---

[1]) S. Pester Lloyd, 8. Mai 1926.

tiefster Gedanken, irrsinniger Prophezeiungen. Man jubelt ihm zu, man freut sich der Frucht seines Genies, und da wächst wieder sein Selbstvertrauen. Doch nur auf kurze Zeit. Es kehren wieder die Todesahnungen, die schon in jungen Jahren sich an seine Fersen geheftet hatten." ... Dann schreibt er den berühmten „Gesang des Chronikers 1918", den Aufschrei gegen das widersinnige Blutvergießen, gegen Verrohung und Verelendung der im Kriegsnetz gefangenen Menschheit. Er wünscht die Revolution herbei. Sie kommt, und der Nationalrat überhäuft „den Dichter der Revolution" mit unerhörten Ehren. Aber schon in den ersten Tagen der Revolution wird er von einem Schlaganfall heimgesucht, der ihm die Zunge lähmt und bald auch die geistige Kraft vernichtet. Die Paralyse entwickelt sich schnell. Und das war seit langer Zeit sein Schrecken, sein böser Traum. Die Furcht vor dem Wahnsinn läßt ihn nicht mehr los. Nach einem langen grausamen Todeskampf ist er in der Anstalt gestorben. Die ärztlichen Gutachten beweisen, daß er Jahrzehnte hindurch den Keim der Paralyse in sich getragen. „Eine Tragödie ist beendet, wie sie die gesamte Geistesgeschichte nur selten gesehen. Eine echte Tragödie im Sinn der hellenischen Trauerspiele. Für den Helden Leiden und Kämpfe und Niederlagen, für die,

denen der Kampf gilt, Erhebung und Läuterung und Bereicherung. Mit seinem vergänglichen Leben sind auch seine Schmerzen und Schwächen und Gebreste tot. Er aber lebt im Bewußtsein, in der dankbaren Erinnerung seines Volkes. Révéss gebührt Dank dafür, daß er seinen tragischen Helden so innig geliebt, so ergreifend geschildert hat, daß er nichts von der Wahrheit über den Menschen verheimlicht und kraft der alles verklärenden Liebe und Verehrung den Dichter über den Menschen hoch erhoben hat."

Hans Paasche, gestorben 1920.

„Der Hutten des Freideutschtums". Seine ruchlose Ermordung hat dem unabwendbaren Fortschreiten der Paralyse vorgegriffen. Für alle, die diesen „Naturburschen", dieses seltsame Kindergemüt, diesen Robinson kannten, war daran kein Zweifel.

„Das deutsche Volk ist eines Helden beraubt worden, der ihm und der ganzen Menschheit noch große Dienste hätte leisten können, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Sein heldenmütiger Kampf gegen Ungerechtigkeit und Roheit und gegen Vorurteile und Gewohnheiten, in denen er Ursachen leiblicher und seelischer Entartung erblickte, kann Tausenden als leuchtendes Vorbild dienen[1])." Er ist ein Opfer der Auffassung geworden, daß junge Offiziere auch im Bordell ihren Mann stehen müssen. Er war aus jugendlichem Tatendrang und Abenteuersucht in die falsche Bahn geraten. Seine Freiheitlust, sein Haudegentum gegen alle Vorurteile, sein Haß gegen Standesdünkel und Gewalttätigkeit brachten ihm schon mit 27 Jahren den Abschied als Kapitänleutnant. Er wäre ein musterhafter Kolonisator

---

1) Magnus Schwantje, „Hans Paasche, sein Leben und Werke", S. 3 und O. Wanderer, „Paasche-Buch".

geworden, denn er liebte die Neger und ihre geistigen und seelischen Fähigkeiten, in denen er ebensolche wilde Gotteskinder sah, wie er selbst eines war. Wer aber nicht die Farbigen von ganz oben herunter verachtet, für den war in Deutschland kein Feld.

Blieb das Bücherschreiben. Sein Lieblingsplan, „Eine Hochzeitsreise nach den Quellen des Nils" wurde nicht vollendet. Besonders liebte er das Tierleben der Wildnis. Seine Tierphotographien, die er in der größten Nähe der gefährlichsten Tiere aufgenommen hat, sind meisterhaft. Sein Buch „Im Morgenlicht" gibt seine Kriegs- und Jagderlebnisse in Ostafrika. Es folgt seine Mitherausgeberschaft der Zeitschrift „Der Vortrupp". Dann „Lukanga Mukara", die Satiren eines Negers über europäische Unsitten. Sein Buch „Meine Mitschuld am Weltkriege" war eines der ersten, das sich dem Weltwahnsinn entgegenstellte. Seine Arbeit galt der Alkoholbekämpfung, dem Vegetarismus, der Friedensbewegung, dem Tierschutz[1]).

Die Jagdleidenschaft konnte er auch als Vegetarier nicht ganz lassen; er hatte nicht immer die Stärke, ganz nach seinen Gedanken zu leben. „Er neigte zu unüberlegten Handlungen; er folgte zu

[1]) Siehe die Paaschenummer der Zeitschrift „Die jungen Menschen".

leicht seinen augenblicklichen Eindrücken und Einfällen; seine Stimmungen und damit auch seine Entschlüsse wechselten zuweilen plötzlich; er vermochte oftmals nicht, seine Gedanken von bitteren Erlebnissen abzulenken und sich in das Unabänderliche zu fügen, und wer ihn genau beobachtete konnte auch noch einige andere Abweichungen von der Norm erkennen[1])." Diese seltsamen Schwächen bildeten die ersten Zeichen seiner Krankheit.

Er lernte alle Freuden der Kriegsgegner kennen, Überwachung seines Briefwechsels, hinterlistige Verfolgung, 13 Monate Untersuchunghaft wegen Aufforderung zum Hochverrat.

Nach der Revolution wurde er in den Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte gewählt, hielt es aber dort nicht lange aus.

Mit 39 Jahren fand er sein Ende. Er war eines der ersten Opfer, an denen die wiederkommenden Militärs ihre Rache kühlten. „Seine große Güte und Selbstlosigkeit war manchen Menschen so unverständlich, daß sie den klugen Mann für einen Narren hielten[2])." Der Mord an ihm ist ungesühnt geblieben.

---

[1]) Schwantje, S. 19.
[2]) Schwantje, S. 24.

Sein Name wird allen teuer sein, die sich der Aufgabe widmen, das Leben der Menschheit schuldloser und glücklicher zu machen. Er war eine Überganggestalt, der viel für die Überführung der Jugend in ein neues Leben der Erhöhung, der biologischen Hygiene hätte tun können. Ein ewiger Jüngling, ein Rauhreiter, ein Mensch mit seinem Widerspruch, ein kämpferischer, kriegerischer Mensch, ein Angreifer, ein ehrlicher, urwüchsiger, übermütiger Angreifer, frei von Heuchelei, Organisiererei und Vernünftelei, voll Lebensdurst und Mutwillen, Meisterschütze, Pfadfinder und Steppenjäger, im Fahrtenfinden und Anschleichen ein Indianer, verwegen, leichtsinnig, schonunglos, ein ausgezeichneter Turner, hatte er die Jungen immer auf seiner Seite. Aber seine Gesundheit war von der Syphilis aufgerissen. Daher das Sprunghafte, Sonderbare, Närrische, Wutvolle, daher der jagende Pazifist, der wildernde Vegetarier. „Seine Seele war der Tummelplatz von Teufeln und Engeln, eine Dämonomachia[1]).“

[1]) „Wanderer“, S. 43.

Paul Deschanel, gestorben 1923.

1856 geboren. Schon in jungen Jahren Unterpräfekt in mehreren Arrondissements. 1881 in die französische Deputiertenkammer gewählt. 1898 und 1901 und dann wieder 1912—1919 deren Präsident. 1899 Mitglied der Akademie. Von Januar bis September 1920 Präsident der Republik. Von diesem höchsten Posten seines Landes glitt er ruhmlos hinab und verschwand im Dunkel, gebrochen von der Syphilis, die unter Frankreichs Geistern schon so viele Opfer gefressen hat. Auch hier wieder hat kaum einer die Wahrheit ausgesprochen; alle haben vertuscht und verschleiert. Wie soll man der Syphilis beikommen, wenn man dem Ungeheuer nicht ins Auge blickt, sie dort nicht sehen will, wo sie ist und wenn man sie sehen muß, sie für leicht heilbar erklärt?

Die Krankheit hat auch seine Schriftstellerlaufbahn vorzeitig verkürzt; er schrieb „Figures de femmes“ und „Figures littéraires“.

Lenin (Wladimir Iljitsch Uljanow), gestorben 1924.

„Kein Mensch, nicht einmal Peter der Große, hat auf die Geschicke meines Vaterlandes mehr Einfluß gehabt, als Lenin... Rußland hat der Welt große Geister und tiefe Denker geschenkt, der Einfluß keines einzigen von ihnen auf die westliche Welt hat auch nur entfernt an diesen Phantasten herangereicht, der vielleicht nicht einmal sehr klug ist", bekennt ein Russe, der sich selbst als Gegenrevolutionär bezeichnet[1]). Und mit liebevolleren Augen schildert ihn Gorki: „Er ist nicht nur der Mensch, dessen Willen von der Geschichte die schwere Aufgabe auferlegt wurde, bis zum untersten Grunde den barocken, buntscheckigen, faulenzenden Menschenhaufen umzuwühlen, den man Rußland nennt, sein Wille ist auch ein erbarmungloser Sturmbock, dessen mächtige Stöße die monumentalen Gebäude der westlichen Kapitalistenstaaten und die jahrhundertalten, scheußlichen Blöcke der orientalischen Despotismen erschüttern[2])." Der Dichter hat ins Schwarze, das Zentrum des Wesens getroffen, der Welterschütterer Lenin — er mag von Freunden vergöttert, von

[1]) N. A. Landau-Aldernow, „Lenine".
[2]) Maxim Gorki, „Wladimir Iljitsch Lenin".

Feinden in die tiefste Hölle verflucht werden —, er ist ein erbarmungloser Sturmbock. Auch wer den waffentragenden Kommunismus verwirft, kann unmöglich diese höchste menschliche Willensgewalt verkennen, die das Angesicht der Erde verändert hat, — auch wer an die Dauer und Gültigkeit seines Werkes nicht glaubt, kann nicht die Opferfähigkeit und die Höhe seines Gemeinschaftgefühls mißachten.

Dieselbe Woche fällt Wilson und ihn. Beide Opfer der Syphilis[1]). Beider Werk mit seinen ungeheuren Fehlern und Vorzügen nur aus der Krankheit zu erklären.

Bis zur Kriegsrevolution in Rußland galten die Gedanken Lenins auch bei seinen Genossen für phantastisch und sinnlos, er selbst als Extremist, tyrannisch, unfähig jedes menschlichen Gefühls. Die Bekämpfung seines früheren Freundes Martow ein Stück der Bosheit. Jede Spur von Opportunismus und Antimarxismus verfolgt er bis aufs Blut. „Seinen Gegner hält er für ein Ungeheuer, für das es nichts Heiliges gibt, dem das Blut eine Wollust ist und der ehrgeizig nach der Macht strebt[2])." Ein kleiner, untersetzter Mann mit

---

[1]) „Schweizer Frauenblatt" vom 9. Februar 1924.

[2]) Henri Guilbeaux, „Lenin", S. 65.

spöttischen und verachtungvollen Zügen. Er gilt als ewiger Sezessionist, als der größte Uneinigkeitserreger des Sozialismus. Er wurde dann ein ebenso strenger und blinder Diktator, in der Revolution ein ebensolcher überzeugter Militarist wie irgendein Feldmarschall vor ihm. Das Attentat der Dora Kaplan hat sein Ende wohl nicht verschuldet.

Eine Anzahl Moskauer Ärzte hat das Gehirn Lenins untersucht. In dem amtlichen Bericht heißt es: „Lenin sei schon lange vor seinem Tode ein rettunglos verlorener Todeskandidat gewesen. Die Gehirnwindungen waren stark eingefallen, die graue und die weiße Gehirnsubstanz hatten eine abnorme, orangegelbe Färbung angenommen. Beide Halbkugeln wiesen zahlreiche Herde der Erweichung auf. Besonders schwer in Mitleidenschaft gezogen war in der linken Kugelhälfte jenes Zentrum, von dem das Sprechorgan abhängig ist. Daraus erklärt sich auch, weshalb Lenin in den letzten Monaten vor seinem Tode die Sprache verloren hatte, was jedoch von der Sowjetregierung geheimgehalten wurde[1])."

Auch die Geschichtschreibung der Kommunisten ist keine Quelle lauterer Wahrheit. Hören wir auch einen Gegner:

---

[1]) Siehe „Erkenntnis und Befreiung", 1924, Nr. 15.

„Die nach Lenins Tode veröffentlichten Erinnerungen seiner Mitkämpfer lassen keinen Zweifel über die — in Westeuropa noch wenig bekannte oder verkannte — Tatsache, daß Lenin um den blutigen Terror, der ein unauslöschliches Schandmal des Bolschewismus selbst für jene darstellte, die sonst mit seinen Bestrebungen sympathisieren, daß Lenin, sagen wir, um diesen Terror nicht nur wußte, sondern sein eifriger Urheber war und sein Verteidiger in der Folge blieb. Schon bald nach der Oktoberumwälzung tauchte die Frage der Todesstrafe auf. Die bolschewistischen Führer wollten die von Kerenski an der Front eingeführte (freilich niemals angewandte) Todesstrafe, nachdem Lenin daraus ein weidlich ausgenutztes Propagandamittel gegen die provisorische Regierung gemacht hatte, nunmehr auch abschaffen. Für diese Abschaffung trat insbesondere Kamenew ein. „Ich", erzählt Trotzki von sich selbst („Prawda" vom 23. April 1917), „erhob keinen Einwand dagegen." Als aber Lenin davon hörte, „hatte seine Entrüstung kein Ende". „Unsinn!" widerholte er, „wie soll denn die Revolution ohne Erschießungen vor sich gehen? Glaubt ihr wirklich, ohne Waffen mit allen Feinden fertig zu werden? Gefängnisstrafe? Wer achtet aber darauf im Bürgerkrieg, da jede Partei zu siegen hofft? Irrtum! Unzulässige

Schwäche! Pazifistische Illusionen! und dergleichen." Lenin schlug vor, das Abschaffungsdekret sofort außer Kraft zu setzen. Man entgegnete ihm, dies würde im Lande einen äußerst ungünstigen Eindruck machen. Jemand sagte: „Es ist schon besser, einfach die Erschießung anzuwenden, wenn es klar wird, daß es keinen anderen Ausweg gibt." Dabei blieb es dann auch. „Lenin," sagt Trotzki weiter, „hämmerte bei jedem Anlaß den Gedanken der Notwendigkeit des Terrors in die Köpfe der Partei ein." — Es wäre indessen ein Irrtum, zu glauben, daß der Terror ihm nur eine ultima ratio oder auch nur ein Mittel der Selbstwehr war. Der Terror stellte sich ihm vielmehr als etwas seiner Natur nach Grenzenloses dar. „Haben Sie ein Maß, um den notwendigen Terror von dem überflüssigen zu unterscheiden?" erwiderte er Gorki, der ihm über die Exzesse der Tscheka Vorhaltungen macht. „Ich für meinen Teil besitze ein solches Maß nicht." (Gorki, „Wladimir Lenin", „Sowremennik", 1924, Nr. 1.) In dieser Maßlosigkeit steckt entschieden etwas Asiatisches...[1])" — Ein paar Jahre dieses Lebens mehr oder weniger, und man schaudert vor diesen dunklen Möglichkeiten.

[1]) Elias Hurwicz, „Staatsmänner und Abenteurer".

Lenins Nachtseite ist durch die Krankheit entschuldigt. Ebenso wie Huttens oder Lassalles Leistung, bleibt die seine unberührt; sein Gedankenwerk ist nicht aus der Krankheit entstanden, sondern durch die Krankheit gemindert und verkürzt. Das neue Rußland, wenn auch noch weit von seinem Ziele entfernt, ist bewundernswert. „Das Gesamtbild des merkwürdigen Mannes zeigt ein religiöses Asketentum, das er von den Genossen fordert, aber auch selbst im höchsten Grade betätigt. Nur ein Asket kann es vertragen, eine so weit und tief gehende Macht in seinen Händen zu halten, ohne der Versuchung persönlichen Ehrgeizes oder gar niedriger, persönlicher Ausnutzung zu unterliegen. Kein Genosse jedoch, nicht einmal ein Gegner des Bolschewismus, traut einem Lenin die Verfolgung irgend persönlicher Ziele zu. In ihm konzentriert sich die Diktatur, die im heutigen Rußland das Proletariat ausübt[1])."

---

[1]) Prof. Dr. Kurt Wiedenfeldt, „Lenin und sein Werk", — eine sehr sachliche und gründliche Arbeit.

Woodrow Wilson, gestorben 1924.

Die Forderung des Platon, daß die Könige Philosophen oder die Philosophen Könige sein sollten, war in dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erfüllt, — da will es das Unglück, daß dieser Philosoph im letzten Stadium der Syphilis war. Seine schönen 14 Punkte, die einen großen Fortschritt des weltpolitischen Denkens darstellten, wurden von dem kleinen Punkte, an dem die Syphilis sich in sein Gehirn eingefressen hatte, geschlagen[1]). Nur wenige Tage trennen seinen Untergang von dem seines Gegenspielers und Leidensbruders Lenin. Schnell wurde aus dem „Heiland" der beschimpfte „Ideologe", „ein Charakterphänomen"; seine Eigenmächtigkeiten und kleinen Verfassungbrüche erschienen unverständlich — und doch ist die Wahrheit einfach seine syphilitische Krankheit, die das Taumeln seiner Hirnkräfte erklärt. Und die Menschen, sagt Goethe, ärgert es, daß die Wahrheit so einfach ist.

Ein Denker und Schriftsteller von ungewöhnlicher Form, ein Geistesmensch, ein Mann, der alles eigenem Wert und eigener Arbeit verdankte, ein puritanischer Christ, rein, demütig-fromm, ein Nachfahre der Pilgerväter von altem Schrot und

---

[1]) Siehe „Schweizer Frauenblatt" vom 9. Februar 1924.

Korn, frei von der alten Diplomatenheuchelei und von imperialistischem Größenwahn, der Führer des Volkes, das durch seinen jugendfrischen Glauben an Gottesfrieden, durch seine unbekümmerte Opferfreudigkeit den Krieg gewonnen hatte und durch seinen Präsidenten den Frieden gewinnen sollte, aber durch die syphilitische Schädigung seines Gehirnes, das den diplomatischen Ränken der unverbesserlichen Alteuropäer nicht gewachsen war, wieder verloren hat. Als sich Wilson auf dem „George Washington" einschiffte, war es die Gegenfahrt des Columbus, die Rückgabe der Entdeckung Amerikas, die Entdeckung Europas für die neue Friedenswelt. Und mit ihm reiste eine Ballung der Machtmittel, wie sie noch nie gesehen war. Das amerikanische Heer hatte den Höhepunkt seiner Zahl und Ausbildung erreicht, Zucht und Ausrüstung der sportgewohnten Jungmänner war ohne gleichen. Magen und Geldbeutel Europas ganz in Amerikas Hand. Ohne die Lebensmittelzufuhren stand Europa vor der Hungersnot, ohne Geld stand die ganze stolze kapitalistische Maschinerie vor dem Absturz ins Bodenlose. Die alte Schuld der Bettlerin Europa war schon so maßlos hoch, daß sie niemals ganz abgetragen werden kann, und wieder streckten alle ihre zerlumpten Kinder die Hände nach neuen

Gaben aus. Dergleichen ward vorher nie gesehen. Von dem Wink seiner Augen, von seiner Gnade hing die Welt ab.

Wie dieses Erdschicksalsdrama ausgegangen ist, mag man bei Keynes, Baker und Lodge nachlesen. Nie gab es für einen Dichter einen solchen Stoff. Wilson ist so vollständig unterlegen, daß nichts von ihm übriggeblieben ist. Unbelehrbar, überheblich, eisenstirnig, unfähig etwas hinzuzulernen, wie ein Kind im Wirrwarr der alteuropäischen Geheimverträge und Lügengewebe, wurde er das Opfer der parteiischen Aufklärungen seiner Ratgeber und der Spielball des genialen Wundergreises Clémenceau. Er wurde von Tag zu Tag kleiner, machtloser und am Ende stand er wie ein Zwerg im Maschinensaal. In seiner maßlosen Eitelkeit beging er gegen seine eigenen Mitarbeiter eine große Reihe unsachlicher und unlauterer Handlungen. Die Eingeweihten wußten zwar schon allerlei über die seltsamen erotischen Absonderlichkeiten dieses Puritaners, aber vor der großen Menge werden diese aufschlußgebenden Dinge nach alter, dummer Art verborgen, bis am Ende die Fassunglosigkeit allgemein ist. Dazu schwelgte er in einem Gottesgnadentum, das sich mit dem Wilhelms II. messen konnte. So kam es, daß der Heiland nicht wenig scheinheilig war. Er fühlte

die Verfassung als Fessel für seine höheren Einsichten, für seine von Gott eingegebenen Absichten. Er änderte zum Beispiel im Falle Lusitania selbstherrlich den im Kabinett festgesetzten Text von Staatsdepeschen ins Schärfere ab und zieh die, die ihm daraus einen Vorwurf machten, der Lüge. Es fehlte nicht viel, so hätte er sein Land aus Haß gegen Huerta in einen Krieg mit Mexiko gerissen.

Immer wieder erzählt Baker von Wilsons schlechter Gesundheit, von seiner tiefen Niedergeschlagenheit und äußerster Erschöpfung. So zeigt ihn denn auch der Abschluß der Konferenz ganz ratlos. Als er seine 14 Punkte wegschwimmen sah, klammerte er sich an den Völkerbundgedanken, ohne zu bemerken, daß er damit die amerikanische Verfassung verletzte; denn über Krieg und Frieden hat der Kongreß zu bestimmen. Das war nicht mehr ein geistesklarer Mensch. Er selbst unterschrieb „den mit Dynamit geladenen Vertrag", aber die Billigung des Kongresses erreichte er nicht. Wie anders sähe die Welt aus, wenn Wilson ein anderer gewesen wäre!

René Viviani, gestorben 1925.

1863 geboren, Advokat am Appellationsgericht, mit 30 Jahren sozialistischer Abgeordneter, 1899 am Sturze des radikalen Kabinetts Waldeck-Rousseau beteiligt, 1906 Arbeitminister, 1909 im Kabinett Briand wieder Arbeitminister, 1914 Ministerpräsident des ersten Kriegskabinetts Frankreichs, während des Kriegsausbruchs mit Poincaré auf der Heimreise aus Petersburg, 1915 Justizminister im Kabinett Briand, 1917 im Kabinett Ribot; im ganzen viermal Minister und dreimal Ministerpräsident gewesen. Er war es, der beim Kriegsausbruch den Rückzug aller Truppen bis auf zehn Kilometer hinter der Grenze anordnete. Er ist mit der sozialen Bewegung Frankreichs aufs engste verknüpft.

Mit seinem heißen Temperament und seiner glänzenden Rednergabe hat er der französischen Delegation 1920 während der ersten drei Völkerbundsversammlungen den Stempel aufgedrückt. Ein kräftiger, oft rücksichtloser Vertreter des unversöhnlichen Geistes, der sich vom Kriegsgedanken und Deutschenangst und -haß nicht befreien konnte. Er hat den Weg aus der nationalistischen Festung nicht gefunden. Seine Entwicklung verläuft gleich der Millerands, der sich mit den Jahren

und der steigenden Laufbahn ebenfalls vom Sozialisten zum ausgesprochenen Nationalisten rückgewandelt hat. Seine Stärke lag in seiner unverwüstlichen Arbeitkraft und in seiner mächtigen Rednergabe, mit der er die französische Kammer in seine Bahn zu ziehen vermochte. Er war es, der 1920 durch seine Erwiderung auf die große Rede Mottas den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund als vorzeitig verhinderte. 1921 Reise nach den Vereinigten Staaten und Teilnahme an der Abrüstungkonferenz in Washington. Dann wurde es um den unermüdlichen Kämpfer früh und plötzlich still. Die Syphilis hatte seine Kraft gebrochen.

Hier öffnet sich der Tunnel des Elends zum Licht, wenn es auch nicht mehr so rosig ist, wie zur Zeit, „da Götter und Göttinnen liebten", als der Quell des Lebens, das Glück der Leiber noch rein war. Es war nötig, eine Zahl von Kranken, die sicher auch in die schwarze Reihe gehören, draußen zu lassen, weil die Beweisstücke fehlen, noch geheimgehalten werden. Bei vielen ist die Erkrankung und ihr Grund noch unbekannt; das Verhältnis von Genialität und Geisteskrankheit ist noch lange nicht genug erforscht.

Greco (Theotocopoulos), der Grieche, der lange in Italien und Spanien gelebt hat, ein Geisteskranker, der in den Anfängen seines Aufregungzustandes herrliche Bilder gemalt hat, —

Jonathan Swift, der Dichter von Gullivers Reisen, der Doppelliebhaber von Stella und Vanessa, der in schwerer Geisteskrankheit geendet hat, —

Reinhold Lenz, Goethes Jugendfreund, der schon als Kind durch seine große Begabung auffällt, mit 24 Jahren in seiner schaffensreichsten Zeit steht, mit 25 Jahren sich unheimlich verändert, mit 26 Jahren in schwere Erregungzustände fällt, mit 35 Jahren vollständig verblödet, mit 41 Jahren plötzlich auf der Straße tot hinfällt, als katatonisch gedeutet, —

Heinrich von Kleist, der stärkste Dramendichter der Deutschen, haltlos, unentschieden, wankelmütig, stets von Verstimmungen gequält, keiner Stellung gewachsen, mit einer fremden, überspannten Frau den Freitod nehmend, indem er sie und sich erschießt, —

August von Kotzebue, der Lustspieldichter, dessen Reizbarkeit und Charakterfehler als Folge eines chronischen Darmleidens angesehen werden, —

Ferdinand Raimund, der Wiener Volksdichter und Komiker, der sich mit 46 Jahren das Leben nahm, —

Graf Giacomo Leopardi, der Dichter des Weltschmerzes, von Jugend auf krank und körperlich verbildet, von Schopenhauer sein Geistesverwandter genannt, den er „seit zwei Monaten mit großem délice im Original" liest, —

Alfred Rethel, der große Maler der deutschen Geschichte, mit 36 Jahren unheilbar geisteskrank, —

Antoine Wiertz, der belgische Maler der Riesenbilder, Übernaturalist, abstoßend durch seine rohe Größensucht, —

Friedrich Overbeck, das Haupt der „Nazarener" — Maler, der Klassiker der kirchlichen Kunst, in Geistesstörung gestorben, —

Fritz Reuter, der große Humorist, der schon als Student ein wüstes Leben führt, mit 24 Jahren auf der Festung sich dem Trunke ergibt und nie wieder sich befreien kann, alle Monate seine Säuferwut bekommt, mehr als 30 Flaschen hintereinander trinkt und sich vor der Zeit zugrunde richtet, —

Gustave Courbet, „der erste Realist", großer und größenwahnlicher Maler, der nicht nur in der Malerei den ersten Platz für sich fordert, sondern auch als Staatsmann, Nationalökonom, Moralist und Philosoph sich für den Besten hielt, trunksüchtig, „peintre-bête", der durch seine kolossalischen Bilder gegen die Gesellschaftordnung kämpfen wollte, bestimmte die Kommune zum Niederreißen der Vendôme-Säule, —

Carl Gutzkow, der Hauptvertreter des jungen Deutschland, Vorkämpfer des Liberalismus, geistreicher Kritiker, dem in seinen eigenen Dichtungen bei aller Fülle der Erfindung das Geheimnis der inneren Form verschlossen blieb, der die taktlose Vorrede zur neuen Ausgabe der vertrauten Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde und die krankhaft überreizte „Wally, die Zweiflerin" schrieb, in einem Zustand der Verzweiflung einen Selbstmordversuch machte und an Verfolgungwahn litt, als Paranoiker angesehen, —

Robert Mayer, der große Naturforscher, der Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der lebendigen Kraft, —

Heinrich Leuthold, der große Schweizer Lyriker, ein haltloser, wetterwendischer, von einem Studium zum andern springender Mensch, angeblich wegen eines Lungenleidens sich dem Trunke ergebend, mit 39 Jahren am Ende seiner Kraft, mit 50 Jahren in der Irrenanstalt schnell verblödend, —

Fedor Dostojewski, der russische Romandichter, der Epileptiker, der an erblicher Syphilis gelitten zu haben scheint, —

Victor Scheffel, der mit 34 Jahren eine Geisteskrankheit durchgemacht und nie seine richtige Höhe erreicht hat, —

Karl Stauffer-Bern, der Schweizer Maler und Bildhauer, mit 34 Jahren im Irrsinn gestorben, —

Hermann Conradi, der überhitzte geniale Dichter von stürmischem Willen, leiblich und seelisch krank, zerrissen, durch eigene Hand gefallen, —

August Strindberg, der Tobende, der Hasser des weiblichen Geschlechts, der alkoholische Melancholiker, —

Der Kurländer Graf Eduard Keyserling, der melancholische Novellist trüber, dunkler Menschenschicksale, ein edler, herbstlicher Geist, —

Vincent van Gogh, der flämische Maler, einer der seltsamsten Menschen, vom Impressionismus zum Expressionismus übergehend, eine Art von Christus-Nachfolger, in Irrenanstalten und doch wieder seinen Zustand erkennend, ein ungeheures Werk hinterlassend, erschoß sich, —

von jüngeren Otto Weininger, der Philosoph, —

Walter Calé, der Dichter, — durch Selbstmord geendet.

Nicht zu sprechen von der großen Zahl halbirrer Künstler unter den Lebenden.

Hier muß das Halt geboten sein. Nun stehen wir vor der langen Reihe der Lebenden, die ihr Gift in der geistigen oder öffentlichen Gegenwart auswirken. Wer den Sinn dafür bekommen hat, sieht auf vielen Stellen um sich her Syphilitiker oder Syphiliserben. Der größte Teil der menschlichen Kämpfe, Irrtümer, Streitigkeiten und Mißverständnisse entspringt diesem übelriechenden, unterirdischen Quell. Alles Rätselhafte, Unverständliche, Törichte, Häßliche, Sprunghafte, alles Ungeratene, Zänkische, Kriegerische, Greuelhafte, alles Kannibalentum, Suff, Gier und Geschlechtsverderbnis, alle Entartung, Unnatur, Mißgestalt und Gegenauslese, Mischgeburten, Halb- und

Viertelmenschen, der Menschheit ganzer Jammer kommt aus diesem Wetterloch.

Ein großer, in die Politik verirrter Dichter des Auslandes, der schon vor Jahren als taktlos und undankbar aufgefallen ist, — wie lange oder wie kurz wird es nur noch dauern, bis die Blätter seine Erkrankung melden werden? Die Mitwelt muß dieses schreckliche Ausleben seiner Wollüste, seiner Krankheiten hilflos erdulden. Man wendet den Blick ab und sucht jene gesteigerten Gestalten, die in strahlender Sauberkeit und göttlicher Nüchternheit reifen und bis in ihr Wundergreisenalter immer schöner und leuchtender werden.

Nur zwei von den Lebenden können nicht übergangen werden, weil sie, von der menschlichen Torheit begünstigt, auf höchster Stelle stehen und einen Teil des Weltschicksals in ihren Händen halten. Es sind die Lenker Italiens und Spaniens, Benito Mussolini und Primo de Rivera. Es ist keine glückliche Zukunft, die sie ihren Ländern bereiten. Nicht Politik, Wirtschaft, Verhältnisse, — die Menschen sind es, die die Weltgeschichte machen. Nur die biologische Geschichtsauffassung hat Recht und hat die Zukunft. Wer die Dinge, die sich Politik nennen, mit dem Auge des Biologen zu betrachten versteht, wußte längst, daß Mussolinis Größenwahnsinn, Gewaltherrschaft und die

freche Lügenpolitik, die ihre Abstammung aus Angst und Feigheit deutlich verrät, die Früchte einer Paralyse sein müssen. Heute ist an der Syphilis des „Duce" kein Zweifel. Ganz Italien weiß es[1]). Er leidet an schweren Anfällen von Bewußtseinsstörungen und bösen Geschwüren.

Wer die Psyche der Nationalisten kennt, wundert sich auch nicht, daß dieser paralytische Theater-Cäsar, Überitaliener und Ultranationalist, wie alle seinesgleichen, ein Stammesfremder ist; er stammt von einem Mazedonier Mussolini Pascha, der im 16. Jahrhundert einem türkischen Wilajet vorstand, später nach Kroatien floh und sich in der Nähe von Fiume festsetzte[2]).

Der Vergewaltiger des Rechts und der Menschlichkeit, der Blutvergießer und Riese der Eitelkeit hat ganz anders begonnen. Angelika Balabanoff kennt ihn seit zwanzig Jahren, sie traf ihn in Lausanne, wohin er vor dem Militärdienst geflüchtet war. Italienische Wanderarbeiter erhielten ihn am Leben, der besonders elend und heruntergekom-

---

[1]) „Wiener Arbeiterzeitung" vom 25. Dezember 1925, Nr. 354, „Mussolini, wie er wirklich ist; was Angelika Balabonoff vom Duce erzählt". „Vossische Zeitung" vom 9. Februar 1926, Nr. 34, „Was will Mussolini?" Der „Montag-Morgen" vom 23. November 1925, Nr. 47.

[2]) „Berliner Tageblatt" vom 26. Januar 1926, Bericht über einen Vortrag des Professors der Harvard-Universität Dr. Elliot.

men war. Er hatte schon damals den unsteten Blick, den Belastete haben. Wahrscheinlich hatte er schon damals die Ansteckung erlitten.

Er ist der Sohn eines Proletariers, eines internationalistischen Sozialisten. Die Landarbeiter seines Heimatdorfes waren Sozialisten, er wuchs in einer völlig sozialistischen Umgebung auf und wurde selber Sozialist. Er wollte Volksschullehrer werden, hat diesen Beruf aber nie ausgeübt. Zuletzt war er Chefredakteur des Mailänder „Avanti". Die Balabanoff zeichnet ihn als unglaublich feig und bestimmbar. Und heute knechtet er die Arbeiterklasse, aus der er emporgestiegen ist. Heute ist der Diktator die Gefahr für Europa, die Bedrohung für die Welt. Er hat die öffentliche Meinung totgemacht, er ist der Urheber der Morde Matteottis und Amendolas, er verkündet den Faschismus als Seitenstück zu den Menschenrechten der großen französischen Revolution. Die Geistesfreiheit, die Kulturfreiheit, die Pressefreiheit, die Vereins- und Versammlungfreiheit haben in Italien aufgehört. Er vergewaltigt Südtirol, er macht ein Rachegesetz gegen die Emigranten und eines, daß er künftig nur dem König, nicht aber der Kammer Rechenschaft schuldet, er weckt in seinen Landsleuten die Gier nach Tunis, verkündet, daß der Brenner kein Ende, sondern nur ein Anfang sei, arrangiert das

„Attentat" Zaniboni auf sich und läßt den Prozeß gegen die Mörder Matteottis führen wie eine schlechte Parodie.

Unter seinen Anhängern sind sicher viele seinesgleichen. Der Faschismus ist eine Krankheit.

Diese Herrschaft wird nicht lange mehr dauern. Sie wird dem König die Krone kosten.

Der beste Teil des Volkes verachtet ihn[1]).

Sein kleiner Nachahmer ist Primo de Rivera. Spaniens König ist ihm hörig ebenso wie Italiens König seinem Protektor Mussolini. Auch hier der militärische Terror[2]). Maschinengewehre gegen das waffenlose Volk. Eine Prätorianerschar zur Verteidigung der Monarchie, die den größten Teil der Einnahmen Spaniens verbraucht. Die Zeitungen unterliegen vor dem Druck der Zensur des Militärdirektoriums. „Rivera ist von einer albernen Geschwätzigkeit, zweifelt nicht an seinem Heroismus und glaubt, verdorben durch seine rapide Karriere, alles zu wissen und zur Lösung der schwierigsten Probleme befähigt zu sein ... Die Gewohnheit, nachts öffentliche Häuser zu besuchen, hat er bei-

---

[1]) S. Dalmo Carnevali, „Dokumente zum Prozeß Matteotti" in „Die Weltbühne", 9126, S. 410, und Efraim Frisch, „Italienisches Morgenrot" in „Die Weltbühne", 1926, Nr. 9, 10 u. 11.

[2]) V. Blasco Ibañez, „Eine vergewaltigte Nation" in „Die Weltbühne" 1925, Nr. 27.

behalten. Außerdem ist er einer der bekanntesten Spieler ...“ Die Verwaltung des Direktoriums ruiniert das Land; in Marokko Katastrophen und die schwebende Schuld um Milliarden Peseten gewachsen.

Die beiden letzten Königreiche, vom Südosten Europas abgesehen — die germanischen und das belgische sind ja von ganz anderer Art —, reifen ihrem Untergang zu.

Der Staat und die Menschheit können für die Ausrottung der Syphilis nichts Wesentliches tun. Das bedarf keines mühevollen gründereichen Beweises, die Tatsache des Mißerfolges liegt vor den Augen: die Syphilis besteht nicht nur trotz aller „Bekämpfung“, in der unstreitig lobenswerte Bestrebungen und Anstrengungen enthalten sind, weiter, sondern wächst und wächst, sie wächst so unheimlich, daß heute mindestens jeder vierte Mensch, daß mancher der Weltherrscher und Machthaber, daß jedes 25. der Neugeborenen, daß ein großer Teil der Schulkinder syphilitisch ist. Wer die trostlose Geschichte der Syphilis und ihrer Hilfskörper, besonders des Dirnentums, kennt, wundert sich tiefbekümmerten Herzens über die Hoffnunglosigkeit all der ungeheuren Bemühungen und Aufwendungen nicht, er weiß, daß

es gar nicht anders sein kann, daß eine Rettung durch Polizei und Paragraphen, Untersuchung und Giftkuren, Flugblätter, Aufklärung, Vorträge, Ausstellungen, Filme, ausgeschlossen ist. Der Staat kann bei seinem heutigen Wesen gar nichts leisten. Er ist ein Männerstaat und bürdet alle Last den Frauen auf, er untersucht, verfolgt, quält die Frauen und verschont die Männer, kennt als einziges Mittel gegen die Not der Frau, die ihm immer noch so etwas wie ein „Gefäß des Teufels" ist, nur den § 218 des Strafgesetzbuchs, hält und schützt die Einrichtung des Dirnentums, — er ist ein Reichenstaat, der an Arbeitlohn und Wohnungnot, Frauen- und Kinderarbeit nichts ändert, — er ist ein Lügenstaat, der geschwollen von der Sittlichkeit redet und die Sauberkeit verhindert, — er ist immer noch ein Kriegerstaat, der von der Heiligkeit des Menschenlebens nichts weiß und sich um die unerhörten Opfer nicht kümmert, — er ist ein Büttelstaat, der mit Gesetzen und Verboten, Strafen und Grausamkeiten arbeitet, aber für die Millionen Hilfbedürftiger keine gütige Hand hat, — er ist ein Sklavenstaat, der dem Alkohol- und Salvarsankapital die ärgste Ausbeutung des Volkes gestattet und für die Tüchtigen, Strebenden, Lebensneurer niemals Geld und Förderung, sondern immer nur Spott und Schande hat.

Es gibt nur Ein Mittel, das helfen kann — die jungen Menschen müssen sich selber helfen. Nicht Entsagung, Lebensverachtung, Liebeverschandlung und ähnliche unwahre Gesänge sollen ihnen gepredigt werden, sondern im Gegenteil: Liebesglück und Reinheit. Kein Mann kann von Geschlechtskrankheiten frei bleiben, der sein Blut im Verkehr mit Dirnen und ebensolchen wahl- und regellosen Frauen kühlt und — verdirbt, nicht zu sprechen vom Segen, der den Seelen erhalten bleibt. Nur der Mann, der sich nicht in diesen Sumpf geworfen hat, ist heil und frisch geblieben. Wer mit der ersten Dirne oder ihresgleichen den Anfang macht, kann schon sein Syphilistestament machen. Es gibt keine, kann keine geben, die nicht spätestens im zweiten Jahr ein Herd der Ansteckung ist. Wer zu dieser Gesinnung gelangt ist, hat die biologische Sphinx in sich schon befriedigt, alle anderen Sorgen sind nur noch wirtschaftlich und gesellschaftlich. Bis zur Vollreife, bis gegen die Mitte der zwanziger Jahre kann jeder Wollende seinen Trieb bezähmen. Dem Mannbaren, der seinen Beruf beherrscht, hat niemand zu befehlen, als er selbst. Ob er Frühehe oder eine andere Liebesbeziehung wählt, bleibe seinem Gewissen überlassen. Wer sich in Sport und Nacktheit, Freiluft und Körperglück, Erziehung zu Pflicht und Freude, Selbst-

strenge und Sonnendienst stählt, die stachelnden Gifte verschmäht, wird den Weg der Reinheit finden.

Der Geist der Menschheit wird syphilisfrei sein oder er wird nicht sein.

EX LIBRIS DOTT. BRUNO PINCHERLE
B/MEI 3727